

Geht's noch?





Geht's noch?

Texte schreibender Jugendlicher für den
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
im Rahmen des Programms
„Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

herausgegeben vom
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
mitherausgegeben von
Sabine Blazy

mitteldeutscher verlag

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Umschlag: Lena Mühlemann

Gestaltung/Redaktion: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Weitere Informationen zu den „Autorenpatenschaften“ über:
www.boedecker-buendnisse.de

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der jeweiligen Texte.

© 2024 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)
www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Printed in the EU

Am Anfang war das Wort ... oder doch nicht?

Vor dem Wort kommt erst noch der Gedanke. Manchmal kommt vor dem Wort auch ein Blick, eine App, ein Geräusch, ein Traum oder leider auch ein Faustschlag.

In Zeiten von *Künstlicher Intelligenz* stellen wir uns den Härten des Selberdenkens und Selbermachens und bringen selbstverfasste Geschichten mit Worten aufs Papier. Auf einem Blatt Papier gibt es kein *copy/paste* und keine *Swipe*-Geste. Wenn man über die Buchseite streicht, bleibt der Text einfach derselbe. Wieso soll man überhaupt schreiben, wenn man es genauso gut auch lassen kann? Wenn man stattdessen träumen kann oder sich von den Algorithmen der digitalen Welt *beträumen* lassen kann. Das Wort *beträumen* gibt es gar nicht, sagt die Rechtschreibkorrektur. Dieser Text ist damit ungültig. Er kann nicht sein – genau wie die Gedanken dahinter. Oder doch?

Die Teilnehmenden der Autorenpatenschaften machen sich in Schreibwerkstätten regelmäßig an die Arbeit, ihre eigenen Gedanken in Lyrik und Prosa zu formulieren. In den Projekten wird die Welt der Worte betreten. Mit verschiedenen literarischen Methoden und Ansätzen verwandeln sich die ungeschriebenen Geschichten in reale Bücher.

Möglich ist dies durch die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“. Mit den Landesverbänden der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V. haben sich kompetente Bündnispartner herauskristallisiert, die das Projekt „Wörterwelten. Lesen und schreiben mit AutorInnen“ umsetzen. So werden jedes Jahr im fünfjährigen Programmzeitraum rund vierzig Bücher veröffentlicht.

In den Workshops werden Kinder und Jugendliche oft genreübergreifend zum Schreiben motiviert. Macherinnen und Macher aus

den Bereichen Musik, Fotografie, Rap-Text, Tanz, Theater oder Hörbuch flankieren nicht selten die Arbeit mit den AutorenpatInnen. So entstehen Poetry-Slam-Texte, Comics, Drehbücher oder Dialogsequenzen für darstellendes Spiel. Kinder und Jugendliche begeben sich auf Fantasiereisen in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der tausend tanzenden Worte, der wilden Assoziationen, die eingefangen und zu einem Schreiberlebnis zusammengefügt werden.

„Geht’s noch?“ war ein Projekt des Bundesverbands der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V. in Kooperation mit dem Friedrich-Bödecker-Kreis Nordrhein-Westfalen e. V., der Kulturvermittlung/dem Museumsdienst der Stadt Aachen sowie der Stadtbibliothek Aachen im Rahmen der Initiative „Wörterwelten“. Dabei begleitete die Autorin Sabine Blazy von Januar bis Dezember 2024 die Maßnahme. Das Projekt wurde durch Mittel des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“ finanziert. Unsere besondere Anerkennung gilt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Werkstätten, die sich mit großem Engagement auf die Autorenpatenschaften einlassen, die uns immer wieder überraschen und überzeugen und deren Persönlichkeiten uns vielfach beeindruckten. Vielen Dank dafür!

*Bundesvorstand
der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.*

Vorwort

Geht's noch? war eine sehr intensive Schreibwerkstatt, die ich von Januar bis August 2024 in Aachen durchgeführt habe. Insgesamt waren 18 Jugendliche zwischen 13 und 18 Jahren daran beteiligt, davon haben 11 regelmäßig teilgenommen und sind hier auch mit ihren Texten vertreten.

Die Themen der Schreibwerkstatt waren sehr vielfältig, wie der mehrdeutige Titel *Geht's noch?* bereits andeutet. Neben der puren Freude am Schreiben und am Geschichtenerfinden haben die sehr engagierten, nachdenklichen, kritischen jungen Autor*innen gesellschaftlich relevante Fragestellungen, Politisches und auch sehr Persönliches behandelt, wobei sich vieles hier mischt, denn auch Persönliches kann sehr politisch sein. Es wurde viel diskutiert und mündlich ausprobiert, ehe es ans Schreiben ging, teilweise in und mit den Ausstellungen in den Aachener Museen, teilweise unter Einbezug von Musik und der künstlerischen Vermischung von Wort und Kunst. Entstanden sind sehr unterschiedliche Gedichte, Kurzgeschichten, Romanideen, Romananfänge, kurze Essays oder neugierige Gedankenspiele, die kleine Einblicke geben in das Denken und Leben junger Menschen.

Die Möglichkeit, für die Umsetzung ihrer Ideen auch digitale Medien zu nutzen, wurde kaum wahrgenommen. Die Jugendlichen haben meine diesbezüglichen Vorschläge freundlich zur Kenntnis genommen und weitergeschrieben. Oder sich über Literatur miteinander ausgetauscht. Solche Wortjunkies habe ich selten erlebt.

Die meisten Texte wurden in der Gruppe vorgelesen und, sofern gewünscht, auch besprochen. Aber nicht alle erscheinen in diesem Buch, teils aus Platzgründen, teils weil sie den Autor*innen zu persönlich für eine Veröffentlichung schienen.

So sind die vorliegenden Geschichten, Gedichte, Roman auszüge nur eine Auswahl dessen, was in den vergangenen Monaten vor allem im Ludwig Forum, dem Suermond-Ludwig-Museum und der Stadtbibliothek in Aachen entstanden ist.

Die Autor*innen haben ihre Beiträge für die vorliegende Textsammlung selbst ausgewählt. Obwohl alle Werkstatttermine feste Themen hatten, sind die Texte davon unabhängig sortiert. Meine Eingriffe sind nur minimal und beschränken sich (fast) ausschließlich auf ein Komma hier oder einen Buchstaben da, um sprachlich nichts zu verfälschen.

Viel Vergnügen beim Lesen!

Sabine Blazy

Aachen, im August 2024



Autorinnen

Bianca Balz-Bartel, Linnea Bischof, Rebekka von Ingelgorn, Emma Jordans, Ina Kasakowski, Joana Kern, Jana Kinzen, Lilli Pyts, Emma Sieber, Ella Sukkau, Mo Wenzler sowie Annie Erker, Sarah Esser, Mohini Hoffs, Meike Keim, Elisa Sert, Tessa Müller, Miyu Ueda

Sozialkritisch

Perfekt sein. Gute Noten schreiben. In dieses System passen. Keine Angst oder Schwächen zeigen, weil du sonst nicht gut genug bist.

Tränen wegwischen, die durch Leistungsdruck entstehen und nach der Schule verschwinden. Du darfst sie nicht zeigen. Deine Gefühle.

Das Klemmen in der Brust, wenn die Noten preisgegeben werden. Niemand darf wissen, wie fertig dich die Schule macht. Das System.

Die Woche während den Arbeiten, bevor du die Luft anhältst und niemandem zeigst, wie die Klausur ausgefallen ist, obwohl dich einige für die Note beneiden würden.

Du hast mehr von den schlaflosen Nächten, den aufkommenden und fließenden Tränen erwartet.

Eine Drei. Für den E-Kurs nicht genügend. Für den G-Kurs zu gut. Wo gehörst du hin? In dieses System, das dazu führt, sich mit jedem zu vergleichen?

Sei du selbst, sagen sie.

Deine Leistungen in einem bestimmten Fach sinken. Du verstehst es nicht. Kommst nicht weiter. Bleibst auf derselben Stelle stehen.

Du gibst nicht dein Bestes, beklagen sie sich. Sehen deine Tränen und Narben nicht, die du nachts fließen lässt, um den Schmerz zu verarbeiten, weil jeder deine Klagen und Beschwerden belächelt.

Wir hatten dasselbe Schulsystem und haben trotzdem überlebt, lehren sie dich.

Sie nehmen dich nicht ernst. Schieben deine Gefühle auf Hormone. Nehmen deine Probleme nicht wahr.

Du passt hier nicht rein, weißt nicht, wie du in dieses kaputte System passen sollst, nur um alle Erwartungen, außer deine eigenen, zu erfüllen.

Die perfekte Person ist das, was sie wollen. Gute Noten. Ein Lächeln. Gute Laune.

Sie verlangen Antworten auf Fragen, die deine Zukunft betreffen, über die du dir selbst noch keine Gedanken gemacht hast, weil es dir Angst macht.

Dich unter 16 festzulegen, was du dein halbes Leben machen willst, kannst du nicht sagen. Sie betiteln dich als unnützlich. Unselbstständig und verachtenswert.

Es ist eine Schande, dass du dies noch nicht weißt, lästern sie. Hinter deinem Rücken. Dein Herz zieht sich zusammen. Du schweigst, um keine Probleme zu bekommen. Um in keine zweite, dritte, vierte oder fünfte Schublade gesteckt zu werden.

Ohne Bestnoten schaffst du deinen Abschluss nicht, erwidern sie. Geben dir noch mehr Hausaufgaben mit. Ignorieren die Tatsache, dass du Hobbys und das Gefühl hast, zu ersticken.

Fragen. Tränen. Noten. Leistungsdruck. Tief durchatmen. Weitermachen. Nicht anmerken lassen, dass du es nicht schaffst. Aufgeben möchtest. Im Kampf mit dir selbst bist.

Schweigen. Sich anpassen. Lügen. Weniger für sich selbst tun. Es ertragen, weil du nicht als undankbar abgestempelt werden willst.

Du passt dich diesem System an, ohne zu wissen, dass sich niemand daran erinnern wird, ob du gekämpft hast. Du atmest tief ein, wischst die Tränen weg und setzt ein Lächeln auf.

Weitere Noten werden bekanntgegeben.

Das beklemmende Gefühl in deiner Brust wird stärker. Die Narben an deinen Armen brennen. Du verzieht keinen Muskel. Lässt dir nichts anmerken, erträgst und tolerierst den Schmerz.

Du kennst es nicht anders. Willst Widerstand gegen dieses System leisten, um der Welt zu beweisen, wie viele darunter leiden.

Der Lehrer kommentiert alles. Deine Noten. Dein Verhalten. Du siehst weg. Bist perfekt. Denkst, Noten würden deinen Wert als Person bestimmen.

Die Panik wird greifbar. Es endet mit deinem Tod.

Bianca, 14 Jahre

Wald der Angst

Mitten tief im dunklen Walde.
Dichte Blätter lassen nur wenig Sonne durch.
Dunkle Zweige der Trauer wiegen im Winde,
wachsen an dicken knorrigen Stämmen der Furcht,
die unter dem moosbedeckten hügeligen Boden wurzeln,
tief in die dunkle feuchte Erde hinein.
Umringt von dunkler kühler Luft,
man kann den Regen schon riechen.
Das Knacken der Zweige zu hören ganz klar,
zwischen dem leisen Rauschen der Blätter.
Der Boden modrig und feucht,
gibt nach schon unter leichtem Gewicht.
Einsacken, wegsacken. Die Angst vergessen,
die Trauer wird gefressen.
Sinkt und sinkt unter der schweren Erde,
bis schließlich gänzlich vergraben.

Lilli, 18 Jahre

Die Welt in 30 Jahren

Von meinem Platz im Himmel blicke ich hinab auf den Planeten Erde. Hier habe ich alles im Blick, heute Morgen verstarb das letzte Exemplar der Spezies Homo Sapiens Sapiens, endlich.

Viele sagten, ich würde in die Hölle kommen, doch von hier oben ist es viel lustiger, die Menschen bei ihrer Selbstzerstörung zu beobachten. Ich weiß, dass es fies ist, aber dennoch enorm spannend. Ich hatte vorher keine Ahnung, zu was mickrige Wissenschaftler fähig sind. Wer hätte ahnen können, dass diese Spezies, die für so viel Vernichtung verantwortlich ist, lange ausgestorbene Spezies mit Genetik zum Leben erwecken konnte. Die ersten Urzeittiere waren noch etwas Besonderes, aber nach Mammuts und Säbelzähntigern verloren die Schaulustigen Hemmung und Respekt.

Erstaunlich ist jedoch, wer so genial in Sachen Selbstvernichtung und Umweltzerstörung zu sein scheint, hat es letztendlich geschafft, den Prozess der Natur zu überlisten und etwas aus dem Nichts zu erschaffen. Mir steht es nicht zu, Mutter Naturs Entscheidungen zu hinterfragen, aber die vollständige und endgültige Auslöschung einer Spezies erscheint mir in diesem Fall durchaus angebracht.

Durch des Menschen Hand starben so viele Tierarten aus, die durch ihn ausgelösten Umweltkatastrophen kosteten genauso vielen das Leben. Und siehe da, es braucht keine Menschen, die meinen, sie ständen an der Spitze der Nahrungskette, die meinen, sie könnten sich alles nehmen, was sie wollen. Siehe da, Tiere können auch ohne Zäune leben, ohne Menschen, die sich für sie verantwortlich machen, denn diese vermeintliche Fürsorge gleicht eher von Menschen erwünschter Kontrolle.

So verführerisch Digitalisierung am Anfang auch klang, schlussendlich war es wie immer die Selbstüberschätzung, die den Men-

schen in seinen Ruin trieb. Ich leide selbstverständlich nicht an so etwas Plumpem wie Größenwahn und algorithmische Systeme sowie technologischer Fortschritt waren mir schon immer suspekt.

Mein Aufenthalt hier oben begann im Mittelalter allmählich spannend zu werden. Bereits zu Zeiten der Hexenverbrennung waren Menschen Meister der Zerstörung vom Eigentum anderer, mit der Zeit wurde das größte Opfer die Natur selbst. Die, die für unser Sein verantwortlich ist, galt es zu zerstören.

Nun, ich duldetet dies schon viel zu lange. Ich finde, es ist Zeit für Veränderung. Wie idyllisch der blaue Planet doch ohne Menschen ist. Die anderen Lebewesen haben es nicht verdient von diesen Schandflecken von Wolkenkratzern umgeben zu sein. Es wird Zeit für etwas Neues.

Ich habe alle Möglichkeiten der Veränderung offen und werde dafür sorgen, dass eine solche Lebensform nie wieder auf Erden wandeln und ihr Unwesen treiben wird.

Linnea, 14 Jahre

Positiv

Die Sonne strahlte auf uns.

Heute war einer dieser Tage, wo die Sonnenstrahlen warm waren.

Nicht heiß, nicht kalt, sie waren einfach da, erwärmten die Luft.

Für uns, wie es schien.

Ich fühlte mein Lächeln, mein Strahlen.

Ihr Lächeln, ihre Fingerspitzen auf meinen, als wir Karten zogen, auf meinen Oberarmen, als wir zusammen über Witze lachten, auf meinem Nacken, als wir kuschelten, in meinen Haaren, als wir uns küssten.

Der Abend brachte kühle Luft, die uns nach Hause zwang, doch abends telefonierten wir zusammen, bis wir einschliefen.

Ella, 18 Jahre



~ 1. November 1966 ~

Ich stand in der geschäftigen Bahnhofshalle, umgeben von dem Summen der Menschen und dem Rattern der Züge. Der kalte Winterwind zerrte an meinem Mantel, während ich mich zum Schalter begab, mein Ziel fest im Blick. Hinter dem Gitter saß ein Bahnmitarbeiter. Seine Augen bohrten sich förmlich in meine Seele. Sein Blick war nicht nur intensiv, sondern auch durchdringend, als ob er meine Gedanken lesen könnte. Ich hoffte für mein Überleben, dass er dies nicht konnte.

„Guten Tag. Ich bräuchte eine Fahrkarte nach Berlin, bitte.“

„Guten Tag. Ein einfaches Ticket nach Berlin?“

Ich nicke. „Ja, bitte. Für heute Abend, wenn möglich.“

„Verstanden. Um wie viel Uhr wollen Sie abreisen?“, fragte der Bahnmitarbeiter.

Ich überlege kurz. „Um 22:00, wenn das möglich ist.“

„Ein Ticket für heute Abend um 22:00. Das macht dann 12 Mark.“

Ich öffnete meine Brieftasche und zählte das benötigte Geld sorgfältig ab, bevor ich es über den Tresen reichte.

„Hier ist Ihre Fahrkarte. Gute Reise nach Berlin“, sagte er misstrauisch und ich hatte Panik, man könnte meine Angst erkennen. Ich fing an zu stottern, doch der Mitarbeiter ignorierte mich einfach.

Ich stand für einen Moment da, betrachtete die Fahrkarte in meiner Hand und machte mich dann auf den Weg zum Bahnsteig. Ich musste noch eine Stunde warten, bevor mein Zug kam, doch diese Zeit nutzte ich, um nachzudenken. Sollte ich die Flucht wirklich wagen? Würde ich es schaffen, unbemerkt über die Mauer zu kommen? Mein Militärtraining würde sich sicherlich auszahlen und die Wachen würden mich nicht bemerken, wenn ich flink wäre. Aber die wichtigste Frage von allen war: Warum wagte ich die Flucht aus der DDR überhaupt? Ich verließ meine ganze Familie, aber ich wollte

einfach nur frei sein. In der DDR fühlte ich mich wie eingesperrt, konnte nicht reisen oder meine Meinung frei äußern. Im Westen erhoffte ich mir besseres. Das war es, wonach ich mich sehnte, die Freiheit, mein Leben selbst zu bestimmen, ohne ständige Kontrolle und Einschränkungen. Gott möge mich und meine Familie schützen.

Bevor ich es mir anders überlegen könnte, kam auch schon die S-Bahn nach Berlin. Die Bahn fuhr los und mein Herz klopfte laut wie ein Hammerwerk. Jeder Atemzug fühlte sich flach und unzureichend an, als würde mir die Luft zum Atmen genommen werden. Die Welt um mich herum erschien bedrohlich und ungewiss. Ich suchte in der Bahn nach anderen Personen, aber ich hatte Glück, dass niemand da war. Gott sei Dank! Ich visualisierte meinen Plan in meinem Inneren: Notbremse ziehen und Mauer überqueren. Der Plan war echt simpel, aber doch sehr schwer umzusetzen.

Der Griff war gut sichtbar neben den Türen angebracht, sein leuchtendes Rot stach sofort ins Auge. Er hatte eine markante Form, die leicht zu greifen war. Als ich meine Hand darauflegte, fühlte ich die Kälte des Metalls gegen meine Haut und spürte, wie sich mein Puls beschleunigte, als ich mir vorstellte, wie ich ihn zog. Ich musste ihn gleich ziehen. Ich erkannte schon die Umriss der Mauer. Ich durfte jetzt nicht zögern, sonst wäre die ganze Reise umsonst und ich würde niemals in Freiheit leben.

3 ... 2 ... 1 ... Ich zog die Notbremse blitzartig.

Der Zug rumpelte und stand nach einer kurzen Bremsphase genau an der Stelle, die ich vorher schon im Auge gehabt hatte. Während ich aus der Tür sprang und den Boden berührte, wurde ein Signalzaun sofort ausgelöst. Ein lautes Zischen erfüllte die Luft, als zahlreiche Patronen grell in den Himmel stiegen. Die plötzliche Aktivierung des Zauns war wie ein Blitz in der Nacht, der die Umgebung mit hellem Licht erhellte und die Aufmerksamkeit aller auf sich zog.

Jetzt wäre es um mich geschehen, die Wachmänner würden mich bemerkt haben. Aber ich wusste, dass ich jetzt nicht stehenbleiben durfte. Ich rannte natürlich weiter zum ersten Zaun und überwand ihn wie eine Katze. Nach weiteren Metern stand ich aber völlig überrascht vor einem tiefen, ehemaligen S-Bahn-Schacht. Er war ungefähr fünf Meter tief. Ohne groß zu überlegen, sprang ich hinein. Alles ging so schnell. Mein Herz raste vor Angst und mein Körper prallte gegen harte Oberflächen. Panik stieg in mir auf, aber ich versuchte ruhig zu bleiben. Die Brille fiel mir von der Nase, zerbrach aber nicht. Ein Schutzengel ließ mich unverseht auf dem Gleisbett aufprallen.

Hatte ich nun doch verloren? Oh Gott, ich war völlig verzweifelt. Gleichzeitig mit der Landung auf dem Schotter wurde von einem Posten eine Leuchtkugel abgeschossen. Das Signal bedeutete: Grenzdurchbruch – Feuer eröffnen ... Ich dachte wirklich, das wäre es gewesen. Ich hatte meine Familie umsonst verlassen. Da schaute ich auf das gegenüberliegende Mauerwerk und staunte nicht schlecht. Die Mauer vor mir wirkte alt und brüchig, als ob sie jeden Moment einstürzen könnte. Ihr Putz blätterte ab, und Risse zogen sich wie Spinnennetze über ihre Oberfläche.

Also kletterbar! Ich behielt die Nerven und kletterte wie eine Eidechse an der Wand hoch. Es fiel immer noch kein Schuss. Oben angekommen, rannte ich auf das letzte Hindernis zu, ein Stacheldrahtzaun. Ich riss ihn mit den blanken Händen auf und kroch hindurch. Meine Hände waren blutig, die Wunden zeigten rote Linien. Doch komischerweise verspürte ich keinen Schmerz. Jeden Augenblick erwartete ich die Maschinengewehrsalven, die mich hätten töten sollen, doch es kam nichts. Dann war ich im Westen.

In meiner Angst, vielleicht doch noch entdeckt zu werden, kroch ich auf Westberliner Seite aber noch weiter durch Hecken und kletterte über leicht überwindbare Zäune. Langsam näherte ich mich der

Bornholmer Straße in Westberlin, dort erwarteten mich schon West-Berliner Polizisten. Sie hatten die haltende S-Bahn und die Leuchtkugeln längst bemerkt. Sie musterten mich von oben bis unten und sie hatten keinen Zweifel, dass ich einen Grenzdurchbruch gewagt hatte. Doch bevor ich mich behaupten konnte, verschwamm meine Sicht und ich wurde ohnmächtig. Wie ich später erfahren habe, fuhren sie mich mit Blaulicht in ein Notaufnahmelager. Dort wurde ich ärztlich versorgt und herzlichst aufgenommen. Ich hätte nicht erwartet, dass ich es bisher schaffen würde. Ich machte mir keine Sorgen mehr um mich, sondern eher um meine Familie in der DDR. Ich hätte sie nicht auf meine Flucht mitnehmen können. Meine Eltern waren schon alt und meine Geschwister hatten nicht den Mut aufgebracht. Ich hoffte, ich würde sie eines Tages noch einmal wiedersehen. Meine Entscheidung zu flüchten, bereute ich allerdings nicht. Hier im Westen konnte ich die Politik mitgestalten.

Ich erinnerte mich an den ersten Satz, den der Polizist zuvor gesagt hatte: „Willkommen im Westen. Wir werden dir helfen und dich unterstützen, während du dich an dein neues Leben hier gewöhnst.“

Und dieses Versprechen hielten sie auch ein: Nach drei Wochen in Westberlin flogen mich die Amerikaner mit einem Flugzeug nach Frankfurt am Main aus und ein neues Leben für mich konnte beginnen ...

Info: Diese Geschichte beruht auf einer wahren Begebenheit. Die Quelle ist das Tagebuch des Großvaters einer Freundin. Ihr Großvater war bei der Flucht 22 Jahre alt. Heute ist er 81. Er teilt seine Erfahrungen heute immer noch mit anderen. Nach seiner Flucht absolvierte er ein Lehramtsstudium und unterrichtete an einem Kölner Gymnasium Sport und Geografie. Durch das sogenannte „Verkehrsabkommen“ 1972 konnte er legal in die DDR einreisen

und seine Familie wiedertreffen. Er hat im Westen auch seine Frau kennengelernt und eine Familie gegründet. Mich interessiert diese Geschichte, weil ich sie inspirierend finde und bedeutend in Bezug auf Europa. Die Geschichte verdeutlicht, wie der Großvater meiner Freundin trotz seiner Ängste und Zweifel sich dem politischen System entgegengestellt hat und somit einen Teil dazu beigetragen hat, dass Gerechtigkeit herrschte. Dieses Ereignis ist nicht nur entscheidend für Deutschland, sondern stärkte auch Europa. In Bezug auf die DDR und Europa sollten wir uns als eine Einheit sehen und nicht gegeneinander kämpfen oder uns von anderen abgrenzen.

Rebekka, 13 Jahre

Warum nur?

Warum nur?
Kalte Frühlingsluft, die mich umhüllt,
und trotzdem Schmerz.

Schmerz in mir,
und trotzdem diese Liebe.
Ich bin verloren!

Der Wind in meinen Haaren
Die Tränen auf meinen Wangen
Hilfe

Der Frühling bricht leise auf
Wie ein Orkan in Leid
Endlich bin ich frei.

Jana, 13 Jahre

Zweiter Stock

Weißt du noch? Weißt du noch damals? Erinnerst du dich an den Regen und wie er langsam unsere Körper hinunter tropfte? Wir waren anders. Der Regen war uns egal. Uns war alles egal, denn wir hatten uns. Du redetest davon, wie ich dein Leben rettete. Ich sei die schönste Blondine, die du jemals trafst. Ich sah es als ein Kompliment, obwohl ich mir zu dem Zeitpunkt nicht sicher war.

Jetzt bin ich es. Ich habe von deiner neuen Freundin gehört. Sie ist blond, nicht wahr? Ich wusste, dass ich nicht mehr die schönste für dich war, aber dass ich ein Niemand für dich sein würde, war mir nicht bewusst.

Ja, es war meine Schuld. Ich brachte sie mit in den zweiten Stock deiner wunderschönen Altbauwohnung. Die Treppen mit ihr hochzulaufen, fühlte sich an wie Krieg. Ich hasste die Treppen schon, als ich sie das erste Mal hochlief. Sie waren mir zu anstrengend. Ich bin ein Niemand mehr für dich, das weiß ich jetzt. Auch wenn ich es nicht zugeben will, das hat mich verletzt. Ich vermisse dich, ich vermisse uns und das, was wir mal waren. Ich denke heimlich immer noch an dich. Manchmal in der Nacht rieche in an deinem Hoodie und stelle mir vor, es wären deine Umarmungen.

Erinnerst du dich noch? Ich weinend in deinen Armen. Du warst so unschuldig, kanntest sie noch nicht. Ich sollte für immer deine Lieblingsblondine bleiben. Ich war jeden Tag bei dir, jeden Tag im zweiten Stock, die ganzen Treppen. Ich fing an, es zu mögen, auf den Stufen freute ich mich immer, gleich bei dir sein zu können. Ob ich eine Ahnung habe, wie es dazu kam, dass ich diese Treppen eines Tages nie wieder hochlaufen würde? Nein, habe ich nicht. Die Zeit ist vergangen und es ist Fluch und Segen, was sie uns alles nimmt. Leider hat sie mir dich genommen.

Ich habe gehört, du sollst umgezogen sein. Es hat einen Aufzug, das neue Haus. Verzeih mir. Verzeih mir, dass ich niemals mit ihm in den zweiten Stock fahren werde.

Ina, 13



Zigarrrhetorik

Schall und Rauch

Backsteinwalle
die unbeugsam graue Himmel tragen
Wolkenlaub leckt schwer an schwarzen Ziegeln
auf denen kühle Sonnenstrahlen liegen
sich auf die Erde senkend mit teerverklebten Flügeln;

Zigarrrhetoriker
die heißen Qualm und Worte speien
hohe Fenster, schwarz vor Ruß
schwüle Ängste, die im dichten Rauch gedeihen
glänzend unter kaltem Schweiß;

Ausgebrannt
die Sonne glimmt in feisten Fingern eines Gottes, der,
von brummenden Worten wie Fliegen umschwirrt
einem neuen Babylon beim Wachstum zusieht
einer neuen Sprachlosigkeit.

Joana, 18 Jahre

Wo Rauch ist, ist auch Feuer

Wo Rauch ist,
grau und wabernd,
weich und schwer,
da brennt im Winter der Kamin,
Regentropfen vor den Fenstern statt Schnee,
ein Wind, der beißt und reißt
und dichte Schwaden zerfetzt.

Wer den Wind sät,
laut und brausend, wild und mächtig,
der hört nur Rauschen
und Singen,
dem bläst der Sturm die Worte
von den Lippen und den Atem
aus dem Leib.

Auf den heißen Stein,
umgeben von Sand,
verloren im Meer,
zischt die Brandung
und greift
mit fließenden Händen
nach schwindenden Metern sinkenden Lands
und Häusern für Fische.

Wo Rauch ist,
dicht und schwer,
beißend und schwarz,
da züngeln Rinde
und Gras
und brausen Funken auf den Schwingen des Sturms,
da wird das Atmen schwer
und in der Luft liegt Angst.

Wer den Wald vor lauter
Bäumen nicht sieht,
wird auch im Himmel vor Laub
keine Schwaden erkennen
und im Lufthauch vor Harz
kein Feuer riechen
und Winde säen
statt Gräser.

Joana, 18 Jahre

Nach Marie de Sévigné: Zwei Augen, zwei Ohren, ein Mund

Als liege der Qualm ihnen schwer auf dem Magen,
den sie noch im Sprechen aus Zigarren einatmen,
speien sie Worte und Reden und Rauch
und ein, zwei Gallonen an heißer Luft aus.

Als brenne der Brodem in ihren Lungen
gestikulieren sie schwerfällig mit tanzenden Fingern;
mit keuchenden Rufen und glänzender Haut
versprechen sie Wolken und Schatten und Schaum.

Mit nur einem Mund und bloß einem Paar Lippen
können sie rauchen und sprechen und bitten
und schreien und grölen, verlangen, geloben,
mit einer einzigen Zunge zum Märchen erhoben.

Doch so wimmelnd die Worte die Bühne umschwirr'n,
und so viele Ohren dort sind, sie zu hör'n,
und obwohl zwei Ohren sind zweimal mehr als ein Mund:
durch den Rauch und den Qualm sie keiner verstand.

Und wischte den Ruß und die Asche man fort
und lüfte mit Wind statt mit Lärm und mit Smog
so fände man im Kokon aus leeren Versprechen:
– nicht erstickt – gewiss noch ein Wort.

Joana, 18 Jahre

Allein

Meine Blicke schweifen über den Boden und die Gedanken überschlagen sich in meinem Kopf, sodass ich fast die Bierflasche fallen gelassen hätte. Glücklicherweise konnte ich das aber noch verhindern. Das Gefühl und die Erkenntnis, ich war alleine, ja die Gruppe saß um mich herum, hatte Spaß.

Alle waren ein bisschen angetrunken, doch das machte nichts, oder war gerade der Grund, dass sie alle hier saßen. Ohne das Glücksgefühl vom Alkohol, der die Last auf den Schultern verschwinden lässt, würden wir uns vermutlich nicht einmal ausstehen. Vielleicht wäre ich dann auch nicht die einzige, die nicht trinken würde.

Angekelt strecke ich die Hand mit dem Bier von mir weg, nicht nur wegen der klebrigen Flüssigkeit, die fast über den Flaschenhals rausgeschwappt wäre, sondern auch aufgrund des bitteren Geschmacks auf meiner Zunge, der erst jetzt wieder in mein Bewusstsein dringt.

So schnell wie der klare Moment gekommen ist, hat schon das nächste Trinkspiel angefangen.

Erst auf dem Weg nach Hause fällt mir auf, dass ich in 2 Stunden eine Klausur schreibe, doch so, wie der klare Moment zuvor, ist dieser nur allzu schnell vorbei.

Ella, 18

Cafégespräche

Ich will mich gerade ins Bett legen, da klingelt auf einmal mein Handy. *Emil* lese ich auf dem Bildschirm. Sofort weiß ich, worum es geht: eine weitere Sonderschicht.

„Na super!“

Ich nehme den Anruf entgegen. Nach einem kurzen Gespräch mit Emil, steige ich aus dem Bett und ziehe mir erneut mein weißes Arbeitshemd an. Ich schnappe mir meinen Rucksack und verlasse genervt das Haus. Emil wartet schon in seinem Auto vor der Tür. Einige Minuten später finde ich mich, eine junge Familie nach ihrer Bestellung fragend wieder. Die Eltern streiten sich, ob das Kind jetzt eine zusätzliche Portion Pommes essen darf oder nicht. Ich verdrehe gelangweilt die Augen, doch werde dann auf das Gespräch am Nebentisch aufmerksam.

„Ich brauche eine Erklärung! Egal wie ich daran komme!“, sagt eine junge Frau etwas zu laut.

Ihre Brille ist verglichen mit ihrer außergewöhnlich kleinen Größe ziemlich groß.

„Ruby! Pscht!“, kommt es von der ihr gegenüberstehenden blauhaarigen Frau.

Ich weiß, ich sollte nicht, aber ich spitze die Ohren. Die Frau, deren Name ich vermute Ruby zu sein, fährt etwas leiser fort: „Ich hab die letzten zwei Jahre ihretwegen im Gefängnis verbracht, Rikki. Ich muss den Grund wissen!“

„Natürlich hat sie es verdient, aber wenn du unseren Plan durch das ganze Restaurant rufst, kannst du für Entführung und Bedrohung gleich noch mal ins Gefängnis gehen.“

„Entschuldigung?!“, sagt die Familie am Tisch neben mir unfreundlich. Sowohl ich als auch die beiden Frauen schrecken hoch. Sie bemerken meine erschrockenen Blicke und stürzen daraufhin aus dem Restaurant. Die Familie schaut verwirrt zwischen mir und den Frauen hin und her, doch bevor sie die Gelegenheit haben Fragen zu stellen, bin ich schon auf halbem Weg nach draußen. Als ich die Hintertür des Restaurants erreiche und öffne, bemerke ich gerade noch, wie die blauhaarige Frau hinter einen Busch springt. Leider sieht sie

mich auch und ehe ich mich versehe, stürmen die beiden auf mich zu und zerren mich in einen alten Lieferwagen. Plötzlich spüre ich einen dumpfen Schmerz in meinem Kopf, als wäre ich gegen etwas sehr Spitzes gestoßen, dann ist auf einmal alles schwarz.

Durch ein lautes Poltern komme ich wieder langsam zu mir. Ich sehe mich um und merke, dass ich keine Ahnung habe, wo ich bin. Doch dann kommt langsam meine Erinnerung wieder: Die Extraschicht im Restaurant ... Ach ja, die zwei Frauen. Ich habe ihnen zugehört. Worüber haben sie noch mal geredet? Ich schrecke aus meinen Gedanken hoch, nachdem ich noch ein Poltern von draußen höre. Ich schaue mich nach einem Fenster um und entdecke eins links von mir an der grauen, dreckigen Innenwand des Lieferwagens. Als ich hinausspähe, werde ich vom Vollmond geblendet, doch entdecke dann, wie die Blauhaarige die kleinere Frau vom Boden hoch und hinter eine Mülltonne zieht. Was auch immer sie da tun, sie wollen nicht beobachtet werden. Plötzlich fällt mir wieder ein, worüber sie sich im Restaurant unterhalten haben: Die Entführung! Oh Nein! Ich muss irgendetwas tun! Ich versuche aufzustehen, doch stolpere über meine eigenen Beine. Ich schaue nach unten und merke, dass meine Beine und auch Hände gefesselt sind. Die blauhaarige Frau dreht sich, nach dem Ursprung des Geräuschs suchend, um, und ich ducke mich schnell weg vom Fenster.

Als ich mich wieder sicher fühle, schaue ich erneut aus dem Fenster und sehe, dass die beiden hinter einem geparkten Auto an einer nicht befahrenen Straße etwa zwanzig Meter von mir entfernt hocken und auf etwas zu warten scheinen. Dann kommt eine Frau mit einem komischen Buckel auf ihrem Rücken um die Ecke. Die Augen der beiden Frauen scheinen sich auf die andere zu fokussieren, doch sie rühren sich nicht von der Stelle. Als die Frau fast schon an ihnen vorbei ist, stürzen sie sich von hinten auf sie. Dann reißen sie sie mit sich und kommen auf mich zu. Ich verschwinde schnell wieder vom Fens-

ter und wenig später erreichen die drei Frauen den Lieferwagen. Die Schiebetür wird aufgerissen und ich starre erschrocken nach draußen.

Die Frauen scheinen sich einen intensiven Kampf zu bieten. Letztendlich landet die eine Frau weinend neben mir im Laderaum und die anderen steigen vorne ein. Der Lieferwagen fährt los. Sie scheint mich zuerst gar nicht zu bemerken und schluchzt die ganze Zeit. Doch dann höre ich noch jemand zweites weinen. Die Frau beginnt den Buckel auf ihrem Rücken aus einem Stofftuch rauszuholen, das um ihren Oberkörper gebunden ist. Es kommt ein schreiendes Kleinkind heraus und ich gebe einen erschrockenen Laut von mir. Daraufhin bemerkt mich die Frau und zuckt zusammen. Gerade als ich ansetzen will etwas zu sagen, kommt der Wagen zum Stehen und wir überschlagen uns. Als Rikki und Ruby die Hintertür öffnen, bekommen sie einen Schrecken. Ich verstehe erst gar nicht warum, doch erinnere mich dann an das Kleinkind, welches sich gerade ein bisschen beruhigt hat. Sie schauen sich an und es wirkt, als würden sie über ihre Blicke kommunizieren. Währenddessen versucht die Frau noch schützend die Arme um ihr Kind zu legen, doch es ist schon zu spät und sie wird von den anderen beiden Frauen mitgerissen. Die Tür bleibt offen und ich sitze mit dem Kind im Kofferraum. Ich beginne tröstend auf es einzureden, aber es beginnt wieder zu weinen. Doch dann kommt ein Schmetterling angeflogen, das Kind ist abgelenkt und hört somit auf zu weinen. Auf einmal erinnere ich mich dran, was gerade alles mit der Mutter des Kindes passieren könnte. Also suche ich nach etwas, um mich von den Fesseln zu lösen. Als ich es geschafft habe, steige ich aus dem Kofferraum und lasse das Kind alleine, auch wenn es mir schwerfällt.

Als ich einen Schritt nach vorne gehe, merke ich, dass wir hier nicht auf einer Straße sind, und als ich mich an die Dunkelheit gewöhne, erkenne ich, dass wir auf einem kleinen Platz inmitten von einem Wald sind. Ich schaue mich suchend um und sehe einen alten Wohnwagen am Rand dieser Lichtung stehen. Dort brennt ein klei-

nes Licht. Ich schleiche mich also heran und sehe ein offenes Fenster. Ich hocke mich darunter und versuche zu horchen worum es im Gespräch geht und bin sehr verwundert, als ich es verstehe.

„Es tut mir doch so leid. Ich wollte ja nicht, dass ihr darunter leidet. Ich konnte nur mein Kind nicht alleine lassen. Ich war zu dem Zeitpunkt in der 30. Schwangerschaftswoche und jetzt, bitte, lasst mich zu meinem Kind!“, flüstert die eine Frau mit zittriger Stimme.

Ich traue mich einen Blick in den Wohnwagen zu werfen und erkenne, dass die Frau eingeeengt von den beiden anderen Frauen in einer Ecke sitzt. Eine der stehenden Frauen hält bedrohend ein Messer in der Hand, welches sie jetzt runternimmt. Sie treten beide zur Seite, sodass die Frau aufstehen kann. Dann verlassen sie den Wohnwagen und auf einmal stehen sie neben mir und schauen mich an.

Ich stehe auf.

„Ihr seid mir jetzt eine Erklärung schuldig!“

Rikki und Ruby scheinen mich vergessen zu haben und die andere meint: „Erst mal will ich zu meiner Tochter!“

Als wir dann alle im Wohnwagen saßen und das Mädchen endlich bei ihrer Mutter war, begann diese zu erzählen: „Mein Mann hat mich verlassen, als er wusste, dass ich schwanger war, ich war überfordert und hatte kein Geld. Dann bin ich irgendwie zu den Drogen abgerutscht. Das war auch erst mal eine einigermaßen gute Geldquelle, bis mir die Polizei auf die Schliche kam. Dann war ich aber schwanger und musste alles tun, um nicht ins Gefängnis gehen zu müssen. Na ja, und dann hab ich Rikki und Ruby alles in die Schuhe geschoben, obwohl wir ja eigentlich befreundet waren.“

„Befreundet sind“, sagt Rikki und lächelt sie an.

Ich sage lachend: „Man sollte Frauen echt nicht für harmlos halten!“

Emma J., 14 Jahre



Hoffnungsangst

Ich hab Hoffnungsangst.
Hoffnung, dass die Angst vergeht,
Angst, dass die Hoffnung schwindet.

Hoffnung, die mal Sicherheit war.
Auf der ich mich ausruhte,
die mich aufrechthielt.

Doch noch hab ich Hoffnung.
Hoffnung, dass die Angst doch geht.
Ich auf mich selbst vertrauen kann,
ich's endlich schaffe dann.

Doch grad geht sie nicht weg, bleibt in mir drin,
die Angst, dass ich nicht drauf vertrauen kann,
ich doch noch scheitere dann.

Doch ich hoffe, die Hoffnung wird nicht schwinden,
die Angst nicht gewinnen.

Und doch: Ich hab Hoffnungsangst.

Lilli, 18 Jahre

Hi. Ich bin Delilah und gerade erst 20 Jahre alt geworden und eigentlich auf dem Weg zu einem Vorstellungsgespräch in Düsseldorf. Naja... Eigentlich, denn Glück war noch nie etwas, wovon ich überschüttet wurde.

„Der Zug nach Düsseldorf um 13:25 Uhr wird leider aufgrund eines Streiks abgesagt. Von dieser und umliegenden Stationen werden heute weder Bus noch Bahn fahren.“, erklang die Stimme einer Mitarbeiterin des Personals aus dem Lautsprecher über mir. Scheiße.

Verzweifelt wühlte ich in meiner Handtasche herum, auf der Suche nach meinem Handy oder Portemonnaie. Beides war unfindbar. Natürlich musste ich meine Wertsachen ausgerechnet heute vergessen! Ich könnte ja nach Hause rennen, meine Sachen holen und einen Uber rufen. Aber das würde zum einem zu lange dauern, und ich konnte mir nicht sicher sein, ob diese ebenfalls streikten. Panik breitete sich in mir aus. Ich würde zu spät kommen, und so den Job verlieren! In dem Moment, als ich fast in Tränen ausbrach, hörte ich eine nur allzu bekannte Stimme: „Delilah? Was machst du denn hier? Solltest du nicht in Düsseldorf sein?“ Ich drehte meinen Kopf in die Richtung der Stimme und war verwundert, meinen großen Bruder Connor dort zu sehen. „Coco!“, rief ich erfreut und verwirrt zugleich. „Was machst du denn hier?“

Er grinste mich an. „Ich besuche Amira. Aber sag mal, wo ist denn die Bahn?“ Er sah sich um, als würde besagte Bahn jeden Moment um die Kurve sausen, und die ganze Story mit dem Streik sei nur ein unlustiger Scherz. War sie aber nicht.

„Immer diese Jugend! Nicht einmal richtig zuhören können sie! Ich sag`s dir, Brigitte, die würden noch ihren Kopf verlieren, wenn er nicht angewachsen wäre“, murrte ein älterer Herr zu seiner Begleitung. Connor schnaubte beleidigt und murmelte etwas in Richtung -unverschämte alte Leute-

Unter anderen Umständen hätte ich darüber gelacht, wie ähnlich sich die beiden waren, aber mir war gerade echt nicht zum Lachen zumute.

„Idiot! Die streiken doch. Ich habe meine Sachen zu Hause vergessen. Aber ich empfehle dir, Amira mal anzurufen. Nicht, dass sie sich noch Sorgen macht.“ Connor nickte und kratzte sich am Nacken. Eine seiner Angewohnheiten, wenn er sich der Situation nicht ganz sicher war. „Ich habe ja wirklich nichts gegen den Streik, aber warum müssen wir denn darunter leiden?“ Ich sparte mir den Atem, um ihm zu erklären, warum dieser Streik überhaupt geführt wurde. Das Handy nun in der Hand, rief er Amira an, und kurz darauf ertönte ihre helle Stimme aus dem Lautsprecher: „Coco. Was gibt's? Bist du schon auf dem Weg? Ist was passiert?“ Die Fragen prasselten auf Connor hinab, und er lachte leise. „Hey, Kleines. Es gibt ein kleines Problem... Bus und Bahn streiken heute, und Delilah muss zu einem Vorstellungsgespräch, hat aber ihr Handy und Portemonnaie vergessen. Hast du 'ne Idee?“ Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, plapperte Amira so schnell, dass ich sie nicht mehr verstehen konnte. Connor schlug sich die Hand vor die Stirn und rief dann: „OMG! Du bist eine Lebensretterin!“ Er griff nach meinem Arm, und zog mich aus der Bahnstation, während er Amira immer mehr schnulzige Sachen zuflüsterte und schließlich auflegte. Als wir vor seinem Wagen standen -ein weißer SUV-, und ich mich fragte, warum er dann die Bahn nehmen wollte, sprach er aufgeregter als ein kleines Kind: „Amira meint, ich soll dich zum Vorstellungsgespräch fahren und danach zu ihr kommen.“ Ich drehte die Augen und fragte: „Warum fährst du dann nicht direkt mit dem Auto?“ die Frage war in meinem Kopf nur berechtigt, deswegen nervte die Art des Seufzen mich enorm. „Amira meint, ich soll die Umwelt schützen und mit der Bahn fahren. Aber jetzt

komm schon, wir müssen los“, erklärte er und ich stieg ein. Nach 20 Minuten voller Hip Hop Musik meines Bruders sprang ich quasi aus dem Wagen. „Ruf mich an, ja?“, forderte Connor und wartete meine Antwort erst gar nicht ab, als er auch schon wieder losbrauste. Ich betrat das Hochhaus, in welchem ich hoffentlich bald arbeiten würde. Ich wurde von der Empfangsdame schief angeguckt, welche mich mit einem aufgesetzten Lächeln zu dem Büro des Bosses führte. „Viel Glück. Du wirst es brauchen.“ Sie lächelte mich an und ich betrat das Büro. „Delilah König?“ fragte Reece Crescent. Ich nickte und setzte mich nach Aufforderung auf einen der weichen Sessel. Neben Reece saß Zayne Crescent und starrte an die grau gestrichene Wand, als wäre diese interessanter als seine vielleicht neue Angestellte. „Sie sind zu spät, Frau König“, meinte Reece und ich blickte auf die Uhr. 2 Minuten zu spät.

„Wenn sie immer zu spät kommen, werden sie diesen Job nicht bekommen, das ist ihnen doch klar, oder?“ Seine Stimme war kühl, genauso wie sein Blick. „Aufgrund des Streiks in den umliegenden Regionen kam der Zug nicht und ich wurde kurzfristig gefahren.“

Reece nickte und kam zur Sache: „In ihrem Lebenslauf ist zu erkennen, dass sie bereits in vielen Unternehmen gearbeitet haben, dort aber nach kurzem wieder gekündigt haben. Warum sind Sie der Meinung, dass dies hier anders ist?“

Dies war eine einfache Frage. „Eine Freundin arbeitete hier. Sie hat nur gut von dem Unternehmen geredet und mir empfohlen, es einmal zu versuchen. Also habe ich mich beworben.“ Zayne entschied sich dazu, den Blick von der Wand abzuwenden und lächelte mich an. „Verstehe“, war alles, was er sagte. Reece begann die üblichen Fragen zu stellen, wie was ich mir erhoffte oder was ich an dem Unternehmen ändern würde.

Eine Stunde voller Fragen und Nervenkitzel später trat ich nach draußen und rief ohne die anderen zu beachten, welche mich wie

eine Verrückte anstarrten: „OMG! Ich habe es geschafft!“ Wie ein kleines Kind hüpfte ich auf und ab, als ich eine Mitarbeiterin eines kleinen Ladens nach einer Möglichkeit zu telefonieren fragte. Die Dame reichte mir ihr Handy und ich wählte Connors' Nummer. „Hey, Deilah hier“, begrüßte ich ihn und sofort fragte er gespannt: „Und? Hast du den Job?“ Ich quietschte ein lautes „JA“ in den Hörer. Das Jubeln auf der anderen Seite der Leitung machte den Erfolg nur noch schöner.

Jana, 13 Jahre

Idee nach Changing Light (Jules Harlow)

Der Sinn hinter einem Exorzismus ist ja eigentlich etwas Böses zu bannen, daher passt diese Bezeichnung, jedenfalls in diesem Kontext, überhaupt nicht. Die zweite Persönlichkeit eines Geisteskranken ist bestenfalls kompliziert, aber doch nicht böse. Der Sektenführer ist da anderer Meinung. Auch wenn Exorzismen eher ins Christentum passen, ist auch diese Religion nichts weiter als eine Sekte, deren Ansichten bloß andere Dimensionen von Menschen teilen. Einmal Dämon, immer Dämon, hatte man gesagt, darum war es praktisch unmöglich jetzt noch an das Gute zu glauben. Dennoch betete der Sektenführer für genau dieses und der Lichteinfall veränderte sich.

Religionen sind der menschliche Versuch, das Unerklärliche zu erklären, Unwissenheit mit ausgedachten Existenzgründen auszugleichen, oder einfach der verzweifelte Wunsch nach noch mehr Steuergeldern. Trotz alledem fühlte man eine beinahe göttliche Präsenz an diesem trostlosen Fleckchen der Welt.

Der Sektenführer blickte auf, unterbrach seine Beschwörung des Lichts, der Hall seiner besitzergreifenden Stimme verklang.

Auch ich spürte es. Der Scheiterhaufen unter meinen Füßen war nun nicht mehr heiß. Das Feuer war verschwunden und mit ihm der kalte, moralwidrige Ausdruck in den Augen des Sektenführers.

Unbeschwert löste er meine Fesseln, half mir vom Scheiterhaufen hinunter und beantwortete meinen ungläubigen Gesichtsausdruck mit einem gutmütigen Lächeln. Offensichtlich hatte der Exorzismus funktioniert.

Linnea, 14 Jahre

Der Atem, ein aus.

Das Hören, Rauschen des Blutes.

Das Sehen, Tränenschimmer.

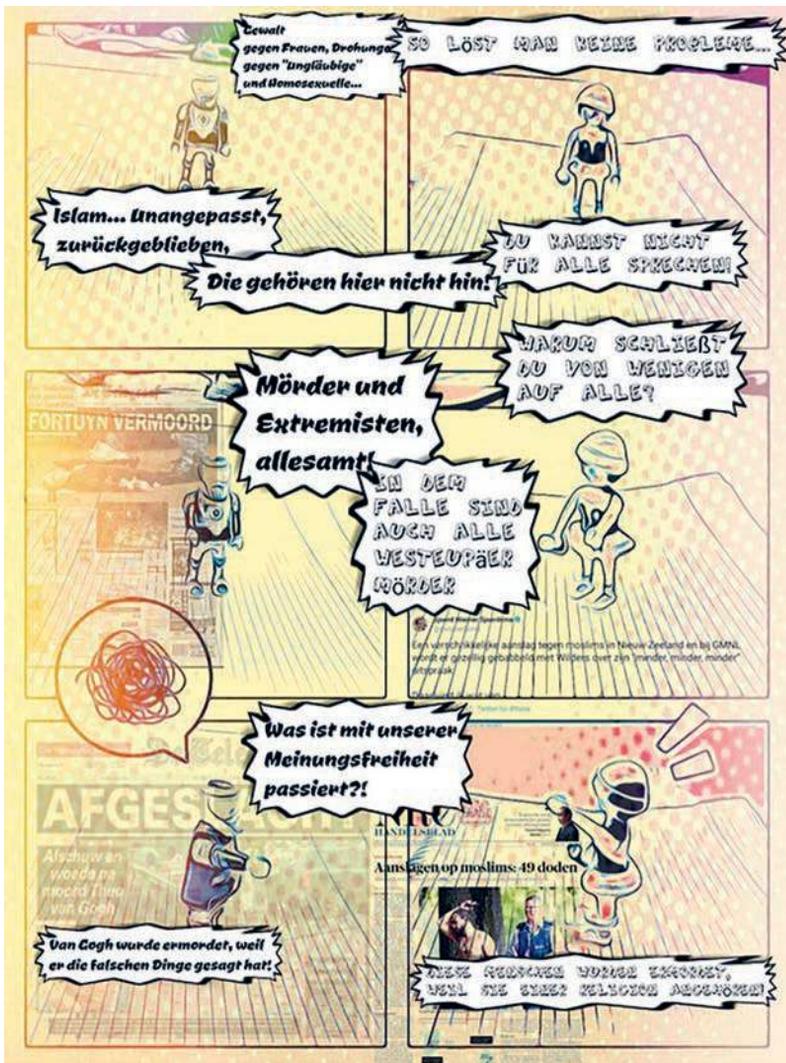
Das Fühlen, kalter Schweiß.

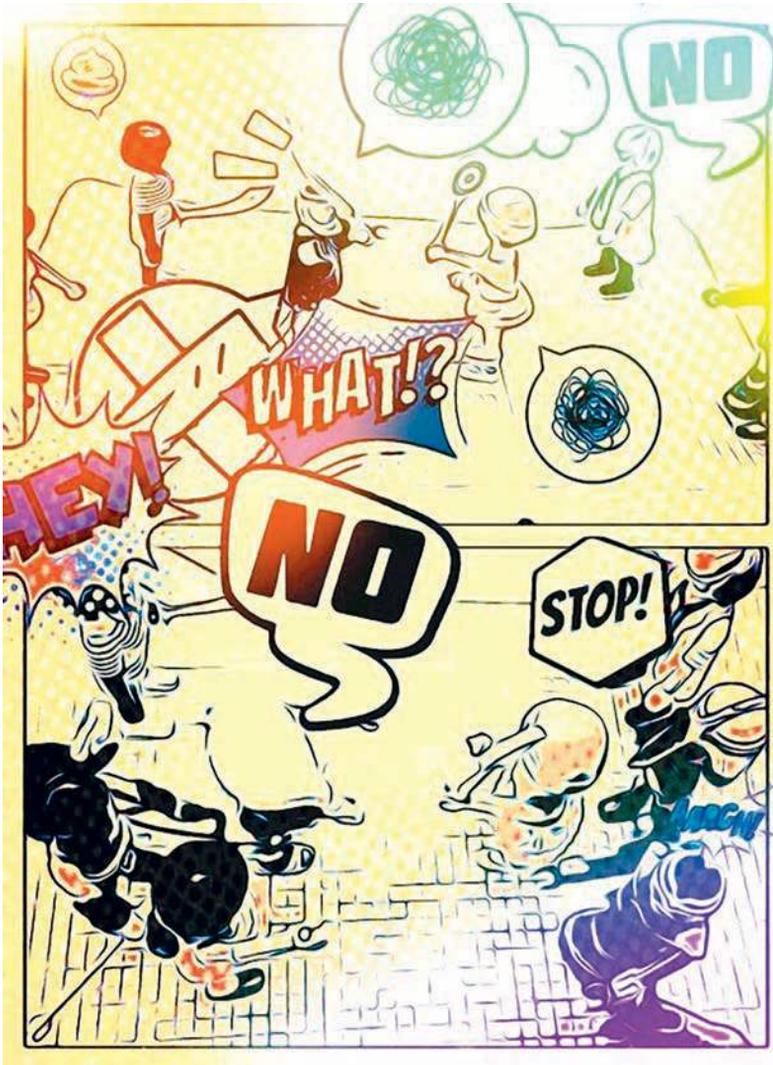
Ich musste mich beruhigen, sonst schaffte ich das nicht.

Gab es überhaupt eine Chance, würde ich eine Möglichkeit finden, oder war es schon längst klar, dass ich auch heute keinen Halt finden würde? War es schon klar, dass sie mich finden würden, ohne dass ich eine Chance hatte, mein Leben und das meiner Familie zu schützen?

Das Trampeln auf dem Waldweg versicherte mir, dass ich Recht hatte. Schon bevor ich den Schmerz fühlte, war mir bewusst, dass ich tödlich verletzt war. Ohne ein Wort, mit einer letzten Träne, versank ich in meinem unendlichen Schlaf.

Ella, 18 Jahre





Joana, 18 Jahre

Ryan (Ausschnitt)

„Setz dich. Und erzähl mir ein bisschen was über dich“, schlug er vor und reichte mir einen Kakao. Wo hatte er den denn her?

Ich nahm auf einem der dunklen Sessel Platz und schlürfte an dem heißen Getränk. Ich hatte das Zeug ewig nicht mehr getrunken. Ich hatte sofort Flashbacks in die Zeiten von vor 3 Jahren, als ich mit Slate und Dad jeden Dienstagnachmittag in dem besten Café der Welt gegessen hatte und Kakao getrunken hatten. Naja, das hieß, Skate und ich hatten Kakao getrunken, während Dad Cappuccino geschlürft hatte. Ich hörte das Lachen meines Vaters und mir, als Slate mit Sahneschnurrbart sich bei der Bedienung beschwert hatte, dass nicht genug Sahne in seinem Kakao war. Oder als mir einmal Kakao aus der Nase geschossen kam, weil Dad der Meinung war, Slate dazu anspornen zu müssen, mich zu kitzeln.

Erst jetzt bemerkte ich, dass Ryan mich die ganze Zeit beobachtet hatte. Ich wusste zwar nicht warum, aber meine Wangen verfärbten sich rosarot, als er schmunzelte. Unangenehm!

Ich war verloren. Dieses Rosa auf ihren Wangen, wenn ihr etwas unangenehm war, war einfach niedlich. Warte, was dachte ich denn da? Stella war nicht niedlich! Mehr oder weniger war sie meine Gegnerin, über welche ich Informationen sammeln musste.

„Hast du noch Familie?“, fragte ich und trank einen Schluck Kakao.

Es war das einzige warme Getränk, welches mir wirklich schmeckte. Außer Cappuccino, aber den gab es nur in verdammt wässrig, und um ehrlich zu sein, ich trank nur sehr selten dieses koffeinhaltige Getränk. Aber Kakao konnte man sowohl mit Wasser oder Milch trinken, weshalb es einfach vielfältiger war, um es täglich zu trinken. Und mit jedem Tag, meinte ich wirklich JEDEN.

„Nein. Mein Dad und mein Bruder Slate sind vor 2 Jahren bei einem Zugunglück ums Leben gekommen. Meine Mom habe ich nie kennengelernt, genauso wie den Rest meiner Familie. Die Einzige, die noch leben könnte, ist meine Cousine Chloe. Sie war auch hier auf der Schule. Aber ich habe nichts mehr von ihr gehört“, erklärte sie, und ich verschluckte mich beinahe an meinem Kakao.

„Chloe?“, fragte ich und sah in Stellas schönen Augen die Verwirrung über mein erschrockenes Gesicht.

„Ja. Chloe Slawin. Das war der Mädchenname meiner Mutter, glaube ich. Aber wie gesagt, man hat ewig nichts mehr von ihr gehört.“

Ich steckte ganz tief in der Scheiße. Chloe Slawin war ein Auftrag von vor einem Jahr gewesen. Ich hatte ihn erfüllt, weshalb Chloe in einem silbernen Rahmen in der Abstellkammer hinten im Büro stand.

Ich war ein Begabter und besaß die Fähigkeit, alles und jeden in Bilder einzusperrern. Das war nicht immer praktisch, denn als ich noch jünger war, hatte ich aus Versehen meine Tante in einen Rahmen gesperrt.

„Verstehe. Und was ist mit Freunden? Hast du enge Beziehungen zu der Außenwelt? Hast du einen Freund?“

Keine Ahnung warum, aber die letzte Frage interessierte mich am meisten.

„Nein, und nochmals nein. Mein letzter Freund hat mich verraten. Er war der Meinung mich mit irgendeiner Frau von der Straße ersetzen zu müssen. Und Freunde durfte ich nicht haben. Dad hatte immer gesagt, dass ich keine Freunde bräuchte. Ich hatte zwar keine Freunde, aber dafür die beste Familie der Welt“, schilderte sie, und ich nickte.

„Was hast du für Fähigkeiten? Ich meine, vorhin sahst du sehr verwirrt aus.“ Sie legte den Kopf schief.

„Laut meines Wissens kann ich alles und jeden in Eis einhüllen und Telekinese. Das vorhin mit Alex war neu.“

Okay ... war das nun gut oder schlecht? Ich wusste es nicht, aber ich würde es herausfinden. Egal wie lange es dauern würde ...

Die nächsten Tage vergingen wie im Flug. Ryan folgte mir zwar wie ein unheimlicher Stalker auf Schritt und Tritt, aber abgesehen davon hatte ich echt viel Spaß hier. Während der Unterrichtsstunden lernte ich viel, und in den Pausen oder nach der Schule traf ich mich mit meinen neu gewonnenen Freundinnen.

„Also, noch mal von vorn. Ryan verfolgt dich schon seit knapp einer Woche, und du sagst der Schulleiterin nichts? Bist du wahnsinnig? Vielleicht ist er ein gesuchter Verbrecher und heißt eigentlich Richard oder so“, schnaubte Trixie und ich grinste.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Ryans Blick bei dieser Äußerung dunkel wurde. Komisch ...

„Nee! Wenn, dann wäre er doch so ein Dylan. Wie dieser Superstar aus Hollywood! Also, eins muss man ihm lassen, er sieht schon verdammt gut aus!“, kommentierte Lorena und ich schnaubte.

Trotzdem konnte ich nichts gegen die Schmetterlinge in meinem Bauch machen, welche immer auftauchten, wenn ich über Ryan oder seinen Körper nachdachte. Dieser Blick. Oder diese Statur, welche er sich wahrscheinlich im Fitness – halt! Nein, ich würde nicht weiter über ihn nachdenken!

„Sie hört dich nicht! Stella ist in Ryan-Land!“, lachte Trixie.

Ich nippte ertappt an dem Orangensaft in meiner Hand. Er schmeckte furchtbar. Aber das war immer noch besser, als über Ryan nachzudenken, welcher sich wie eine verdamnte Klette in meinem Kopf verankert hatte.

Trixie, Lorena und ich waren vor etwa einer halben Stunde in der Mensa angekommen, um etwas zu frühstücken. Es war zwar

Wochenende, aber das änderte nichts daran, dass die Mensa genauso wie die Vorlesungsräume immer voll war. Auch wenn die Lehrer und Tutoren über das Wochenende nicht unterrichteten, hingen sie trotzdem in ihrem *Revier* – aka Vorlesungsräume – herum und benahmen sich wie die Kings. Irgendwo in meinem Inneren spürte ich Ryans Blick auf mir, welcher sich wie ein Stück Metall in meinem Rücken anfühlte. Trixie tippte mich vorsichtig an.

„Süße, ich will dich in deinen Gedanken ja nicht stören oder so, aber Ryan sieht ganz schön angepisst aus. Und er verschwindet gerade.“

Mein Kopf ruckte hoch und Lorena schmunzelte. Ich wagte einen vorsichtigen Blick nach links, wo Ryan eigentlich stehen sollte, aber das tat er nicht.

„Wo ist er?“, fragte ich und sah mich weiter in der großen Mensa um. Dort drüben bei der Essenstheke? Nein, da war er nicht. Vielleicht dort drü...

„Ich glaube, er ist bei der ollen Schulleiterin. Dein Ryan hat aber kein Wort gesagt“, überlegte Trixie laut und ich verdrehte die Augen.

„Zwei Dinge: Er ist nicht ‚mein Ryan‘ – und ich gehe ihn suchen. Er hat nicht das Recht, ohne ein Wort abzuhaufen, wenn er mich schon verfolgt!“

Stolz über mein selbstbewusstes Lächeln reckte ich das Kinn und Lorena prustete los.

„Das wird was!“, quietschte sie, aber ich hörte sie nicht mehr, da ich bereits auf dem Weg zum Büro von der Schulleitung war. Als ich kurz vor dem Büro innehielt, hörte ich Stimmen ...

„Warte, Mann!“, hörte ich Ryan laut flüstern.

Ich spähte um die Ecke, hinter welcher sich das Büro befand, in welchem die Schulleiterin arbeitete. Ryan stand angespannt an der Wand. Vor ihm war eine Gestalt. Ich erkannte sie nicht ganz. Aber ich meinte, ein Tattoo zu erkennen. Von hier sah es aus wie ein Spin-

nennetz mit einer gefangenen Rose. Es sah aber so aus, als ob er dieses Tattoo nicht mehr wollte, denn eine lange Narbe, wie von einem Messer zugefügt, zog sich durch das Tattoo.

„Was ist mit Aimee?“, fragte Ryan vorsichtig und holte mich so aus meinen Gedanken.

„Keine Sorge.“

Der Fremde lachte wie ein Psycho. Kurzfristig taufte ich ihn Cole. Ein Charakter aus einem Thriller hieß so.

„Sie ist in guten Händen! Aber nur, solange du diese Anderson aus dem Weg schaffst. Du kennst die Regeln, Ryan. Ein Fehltritt ist ja noch okay, aber du kannst dir keinen zweiten leisten.“

Cole lachte. Mein Herz quittierte den Dienst und ich schluckte schwer.

„Stella! Stella! Hey, wir müssen zum Bogenschießen.“

Lorena rief nach mir.

Ryan genauso wie Psycho Cole drehten sich zu uns, und ich spürte, wie Tränen in meine Augen stiegen.

Die Tränen in Stellas Augen zu sehen war schmerzhafter als ein Wespenstich. Ich wollte mir über das „warum“ keine Gedanken machen. Das durfte und wollte ich nicht.

„Komm jetzt, Honey“, drängte sie die Frau mit den rotgefärbten Haaren. Sie trug genauso wie Stella neuerdings die Schuluniform. Einen weißen Rock mit Strümpfen und weißen Sneakers. Das weiße Hemd sowie die weiße Collage-Jacke vervollständigten den Look.

„Ja“, sagte Stella ohne jegliche Regung in der Stimme. Voller Hass sah sie mich an, und ich musste schlucken.

„Stella, lass es mich erklären!“, versuchte ich sie zu beruhigen, aber sie schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Ja, Stella! Lass es dir von deinem vertrauenswürdigen Freund erklären“, äffte Cole mich nach.

Ich hatte ihn vor ein paar Tagen bei Aimee gesehen. Er war derjenige gewesen, welcher Aimee zum Reden gebracht hatte. Ich glaubte, ich wollte das gar nicht so genau wissen, wie er das getan hatte ...

Jana, 13 Jahre

Jahrestag

Heute war unser Jahrestag. Genau vor einem Jahr, in diesem Café, war unser erstes Date gewesen. Seither wusste ich, dass ihr Lieblingskuchen Käsekuchen war, dass sie Süßigkeiten liebte, außer sie war nervös, kitschige Liebesromane las genauso wie Sachbücher über die Psyche – und rote Rosen ihre Lieblingsrosen waren, nicht Lieblingsblumen, denn das waren weiße Tulpen.

„Weiße Tulpen?“

Ein Strahlen breitete sich in ihrem Gesicht aus, als sie mir ihren Blumenstrauß abnahm und wir uns an einen der Tische setzten, den gleichen wie vor einem Jahr.

„Holst du mir ein Stück Kuchen?“

Sie wusste genau, wie sie mich um den Finger wickeln konnte. Es reichte ein Lächeln von ihr und ich war verloren, alles würde ich tun für sie.

Mit einem ergebenen Seufzen stand ich auf und schlängelte mich durch die Tische, die vor dem Café standen. Die altmodische Tür zum Café quietschte, mittlerweile war ich sogar der Meinung, dass es statt einer Klingel fungierte. Eine Junge, etwa 16-jährig, sah mir lächelnd hinter der Theke entgegen.

„Hey, könnte ich den Käsekuchen und einen Milchkaffee haben?“

„Ja, natürlich. Hier, guten Appetit, wollen Sie gleich bezahlen, oder später?“

„Jetzt, das wären 10,50 Euro, oder? Hier.“

„Ja, danke.“

Mit dem Kuchen für sie in der linken Hand und dem Milchkaffee für mich in der rechten trat ich begleitet von dem Quietschen der Tür nach draußen in die Sonne.

Innerhalb weniger Sekunden realisierte ich, dass sich etwas verändert hatte. Die Tische waren nicht mehr besetzt, bis auf einen, unseren Tisch. Doch ich konnte sie nicht sehen, nur eine kleine Menschentraube um sie herum.

Die Menschen jubelten, schrien irgendwelche Wörter, die ich nicht verstehe konnte. Zu sehr war ich auf ihre Stimme konzentriert, ich verstand nicht, was sie sagte, das Einzige, das ich klar sagen konnte, war, dass sie sich wütend und ich weiß nicht noch anders anhörte.

Beunruhigt beeilte ich mich, zum Tisch zu kommen. Die Tasse und den Teller ließ ich auf einen leeren Tisch fallen, als ich einen Schrei hörte – ihren Schrei. Schnell war ich an der Menschenmenge angekommen, schlängelte mich in den Kreis, der sich gebildet hatte. Das Blut wich aus meinem Gesicht, als ich sie und den Typen vor ihr sah.

Er hatte noch immer die Hand erhoben und plötzlich nahm ich wahr, was all die Leute um uns herum sagten.

„Schlampe“, riefen sie. „Ekelhaft. Müll“, war zu hören.

Schnell löste ich mich von dem Hass, der mir entgegenschlug, während meine Füße mich schon zu dem Arschloch bewegt hatten, der grade anfing, abfällig zu spucken.

„Du kranke Schlampe, küsst eine andere Frau, bist du 'ne Lesbe, oder was? Gehörst du zu diesen LGBTQ-Leuten?“

Erneut versuchte er auszuholen, um ihr, meinem Herz, eine weitere Backpfeife zu geben.

Bevor es zu dieser kommen konnte, packte ich sein Handgelenk, lenkte seinen Schwung gegen ihn und drehte seinen Arm auf den Rücken. Dann schubste ich ihn von uns weg.

„Die einzigen Kranken seid ihr, was für Angsthasen seid ihr, in einer Gruppe darauf zu warten, dass es nur noch eine Person gilt fertigzumachen? Was denkt ihr, wer ihr seid, wegen so etwas wie Liebe andere Leute anzugreifen. Haben eure Eltern euch beim Streiten aus Versehen zu oft fallen gelassen? Oder hattet ihr schon bei der Geburt einen Hirnschaden?“, erhob ich die Stimme und stellte mich schützend vor sie.

Während der Rede hatte sie nach meiner Hand gegriffen.

Eine weitere Gestalt löste sich aus der Gruppe – eine Frau, die auf mich zu lief.

„Was glaubst, du wer du ...“

Sie hob eine Faust, doch musste sie stoppen, als sie zurückgerissen wurde und der Typ von hinter der Theke und ein paar der alten Gäste, die eben noch neben uns an anderen Tischen gesessen hatten, sich zwischen uns stellen.

Der Kreis hatte sich aufgelöst und wir standen uns gegenüber wie zwei Fronten. Mein Blick schweifte zu ihr und ich sah, dass Tränen sich den Weg über ihre Wangen gebahnt hatten. Aufmunternd drückte ich ihre Hand, bevor ich meinen Arm um ihre Taille legte, um ihr Halt zu geben. Grade als sich die Stimmung weiter zuzuspitzen drohte, dröhnte eine Stimme durch die Gasse.

„Was ist hier los?“

Zwei Polizisten näherten sich uns.

Später bei unserer Zeugenaussage erfuhren sie und ich, dass die Gäste die Polizei gerufen hatten, als sie gemerkt hatten, dass sich

etwas zusammenbraute. Und als sie zurückkamen, noch schnell den Cafébesitzer und Kellner informiert hatten. Bevor sie uns selbst zu Hilfe geeilt waren.

Ella, 18 Jahre



Sternwaisen

Dunkel ragen mattschwarze Graphen-Wände in die Höhe, lassen als Giganten die Menschen zu ihren Füßen wie Käfer aussehen. Im Heptagon umschließen sie die Versammlung, neigen sich einander in schwindelerregender Höhe als Kuppel zu. Durch die kreisförmige Öffnung in der Mitte des Gewölbes fließt gleißend weißes Licht; die dicken Strahlen malen ein helles Muster auf den spiegelglatten Boden des Saals, der wie ein Amphitheater aus drei flachen Stufen besteht.

Wie ein Blatt auf der schwarzen Oberfläche eines stillen Sees ruht in der Mitte der Zusammenkunft eine Frau.

Sie hat den Kopf in den Nacken gelegt, die Augenlider gegen das Licht geschlossen. Die Worte, die ihren Brustkorb erschüttern, gellen betäubend in die Höhe. Die Luft zittert unter der hallenden Melodie, die an- und abschwilt.

In Schatten gehüllte Gestalten wiegen sich zu der Musik oder blicken starr mit halbgeschlossenen Augen in den Saal. Aberhundert Münder formen dieselben Worte oder verharren, schemenhafte Hände suchen einander.

Das Gebet der letzten Million.

Der Gesang der Sternwaisen.

Die letzten Überlebenden der Menschheit drehen sich langsam in einer gewaltigen Station im leeren, weiten All um die eigene Achse.

Die Versammlung dauert nicht lange.

Fünfzehn Minuten, nachdem sie begonnen hat, verstummt Leto in der Mitte des Saals. Mit dem Verklingen der letzten gellenden Note senkt sich drückende Stille über die Halle wie süßer Brei.

Noch stehen die Schattengestalten stumm beieinander, doch das erste Mal seit Minuten sind die unruhigen Kinderstimmen wieder hörbar; das Rascheln von Kleidung, scharrende Füße – die einzigen, die sich der Trance widersetzen.

Dann zischen an allen sieben Wänden die doppeltgeflügelten Türen und geben die breiten Gänge frei, die spinnennetzartig die Station durchlaufen. An ihren Decken springt das Licht an, sieben helle Balken brechen in den gewaltigen Saal.

Das Trappeln setzt ein.

Die Menschen entreißen sich ihrer Starre; erste Gespräche ent-wachsen der Masse, die zu wuseln beginnt, als jeder sich seinem Gang, seinem Ziel zuwendet – seiner Arbeit für den Tag.

Leto steht noch immer auf der Stelle, von Menschen umströmt. Die beiden Männer, die etwas abseits ebenfalls auf der niedrigsten Stufe der Halle gestanden haben, setzen sich langsam in Bewegung. Sie durchwaten die Menge bis zu ihr; zu dritt stehen sie dort, blinzeln in das Licht und die Masse, während der Saal sich langsam leert.

Der größere der beiden murmelt Leto etwas zu, sie nickt.

Er lacht.

Der Jüngere, dessen Haare so grün sind wie sein kakifarbenes Hemd, spricht laut.

Sie nickt erneut, senkt den Kopf und öffnet die Augen – die letzten Nachzügler verlassen den Saal.

Die Sängerin lässt den Blick über die beruhigende Dunkelheit des schwarzen Bodens streifen. Dieser Ort erinnert sie an die Ewigkeit dort draußen. Auch ohne die Menschen scheint er zu atmen.

Endlich setzen auch sie sich in Bewegung: Die Frau in Grau, der Mann in Oliv und der bärtige Riese, der mit einem Blick auf sein Armband die Flügeltüren hinter ihnen schließt.

Der Saal ist in absolutes Schweigen gehüllt. Nur das gleißende Licht, das von der Kuppel schräg herab auf den glänzend schwarzen Graphen-Boden strömt, beweist, dass noch intelligentes Leben in diesem Teil der unendlichen Weiten existiert.

Anatoli blickt hinab auf die gelb blinkende Anzeige.

Langsam passt die Schleuse Druck und Gaswerte an, erreicht im Schneckentempo die richtigen Werte.

Die Kamera zeigt das EVA-Team in ihren weißen und grauen Anzügen. Sie haben ihre Hände auf klobige Kisten gelegt oder halten kubische Behälter in den Armen.

Treibstoffinjektoren, Platten, und Paneele. Steuerplatinen und magnetische Spulen der Halleffekt-Schubdüsen werden Stück für Stück ausgebaut, kontrolliert, gewartet, repariert oder ersetzt, um dann mühsam wieder eingesetzt zu werden. Vierundsechzig Düsen haben sie auf diese Weise bereits repariert, nachdem sie zunächst die Lebenserhaltungssysteme und Stromversorgung instandgesetzt hatten, und obwohl langsam wieder eine gewisse Sicherheit einsetzt, kann doch nichts über ihre eigentliche Situation hinwegtäuschen. Zwar befinden sie sich nicht mehr in unmittelbarer Lebensgefahr, doch ein Fehler –

...

Sie sind auf sich allein gestellt.

Das Schlimmste sei vorbei, sagt Leto.

Das Schlimmste hat gerade erst begonnen, sagt Anatoli.

Die Schleusentüren öffnen sich und die geschlossene Kammer entlässt elf Menschen mit dem seltsam hüpfenden 0,3g-Gang in die hell erleuchtete Halle.

Gedankenverloren fährt er sich über die raschelkurzen Haare, über deren Farbe sich Leto anfangs lustig gemacht hat. Als wachse ihm eine dunkle Wiese auf dem Kopf. Damals hat er nur die Schultern gezuckt. Ein seltsamer Gedanke.

Ihm gefallen seine Haare.

Durch das Glas beobachtet er, wie sich die Mechaniker unter ihm in Gruppen aufteilen. Kluge Köpfe und geschickte Hände, die einmal

größere Träume hatten, als zu überleben. Fast jeder hier hat Familie verloren, nicht wenige ihre Heimat.

Vielleicht wollten diese Menschen dort unten Künstler werden, Architekten, Erfinder.

Vielleicht wollten sie das Universum bereisen.

Wie viele Menschen haben den Traum vom Erstkontakt geträumt; wie nah sind sie wohl dran gewesen, tatsächlich intelligentes Leben in der endlosen Leere zu entdecken?

Und nun sitzen sie fest auf ihrer einsamen Insel in den luftleeren Weiten, führen lang vergessene Wartungsarbeiten durch, rationieren Essen und Strom und warten vergeblich auf den lang ersehnten Ruf: Station Dazhbog, hört ihr uns? Wir sind noch hier, wir haben überlebt – ihr seid nicht allein.

Doch niemand ruft sie.

Hallo Dazhbog.

Eine kleine, verglimmende Sonne, die im Schatten ihrer großen Schwester Pirouetten dreht.

Hallo Dazhbog.

Sie sind allein.

Doch die Menschen dort unten arbeiten wie emsige, kluge Ameisen. Sie glauben an sich, an den Wiederaufbau der Menschheit. Sie glauben an Leto, die sich ungewollt Stück für Stück weiter zur Göttin aufschwingt mit ihren Reden, ihrem Mut, ihren Gesängen.

Er hat mit ihr darüber gescherzt: sie gewarnt – sie will keine Göttin sein, sie will nicht einmal die Führungsposition, die ihr zugefallen ist.

Doch sie glaubt, dass sie die Menschen zum Zusammenhalt, zum Mut bewegen muss; also führt sie sie zu ihren kleinen Zeremonien zusammen, ermutigt sie, schützt sie. Sie gewinnt ihr Vertrauen mit den einfachsten Grundregeln, auf die sich auch Religion und Sekten stützen. Und es gelingt ihr.

Anatoli will sie anzweifeln, ihre Methoden verurteilen. Und es gelingt ihm nicht.

Vielleicht liegt es dem Menschen im Blut, so fortschrittlich er auch ist.

Sie wollen keine Göttin, doch sie brauchen sie.

Und Leto – optimistische, kluge, weitsichtige Leto; oh so menschliche Leto – ist auf dem besten Weg, eine zu werden.

Nikilas Schritte hallen in dem leeren Gang, in dem das Licht fünfzehn Meter vor ihm an-, fünfzehn Meter hinter ihm ausgeht. Hier unten halten sich um diese Zeit nur Wenige auf. Wie auch? Niemand hat Zeit, seine Energie auf etwas Sinnloses wie Schwimmen zu verschwenden.

Und selbst wer die Zeit hat, kann sich schönere Verschwendungen vorstellen.

Die Schwimmhalle ist ein großer, leerer Raum mit einem ovalen Loch in der Mitte, in dem beruhigend das unbeleuchtete Wasser schwappt. Das Licht ist aus, der Boden ist kalt. Die Tür mit den Bullaugen schließt sich leise hinter ihm.

Nikila bemüht sich nicht damit, die Umkleide aufzusuchen.

Am Beckenrand sitzend zieht er sich die Schuhe aus, die gelbkarrierten Socken. Er knöpft sein Hemd auf und kämpft mit dem Reißverschluss seiner Hose. Er steht auf, zieht sich vollständig aus und lässt seine Kleidung nachlässig gefaltet auf den Boden fallen, bevor er auf das Becken zutritt.

Das Wasser ist unruhig, bewegt. Schwächlich greift es nach ihm, doch schafft es nicht einmal bis zum Beckenrand, bevor es in sich zusammenfällt. Noch im Sturz der ersten türmt sich die zweite Welle auf.

Nikila wirft einen Blick auf die Anzeige seines Armbands, dann stürzt er sich auf das tanzende Nass, taucht ein und tastet nach der

Wand. Dann stößt er sich ab und rauscht der anderen Seite des Beckens entgegen.

Joana, 18 Jahre

Dachboden

Eines Morgens klingelte ein junger Mann an der Tür eines alten Hauses, in dem eine alte Frau lebte, und fragte, ob jemand mit einem Namen, der kein Name war, bei ihr wohne. Sie bestätigte und ließ ihn ein. Auf ihre Frage, was er von ihm wolle, konnte er nicht antworten, denn obwohl er geschickt worden war, war es wohl die Neugier, die ihn hergebracht hatte, wobei das kein ihm bewusster Grund war.

Aber sie führte ihn durch das alte Haus. Zwei Treppen hinauf, welche ihr sichtlich Probleme bereiteten. Die erste war weiß gestrichen, die zweite war eine enge Dachbodentreppe, der man ihr Alter deutlich ansah. Außerdem reichte das Licht, das aus dem ersten Stock herauf schien, nicht wirklich bis zu den obersten Stufen, und so konnte der junge Mann den Zettel, der an der Tür klebte, kaum erkennen. Er wurde halb von der alten Frau verdeckt, die vor ihm stand und an die Tür klopfte. Auf seine Frage hin, was darauf stehe, antwortete sie, dass sie es bis heute nicht geschafft habe, das Geschriebene zu entziffern und es irgendwann aufgegeben hätte. Sie betrachtete diesen Zettel mehr als Grafik und die Mitteilung, meinte sie, schien auch nicht wichtig zu sein, denn sonst hätte der, dessen Name kein Name war, ihr bestimmt gesagt, was dort stehe, oder sich bei ihr für das Nichtbeachten der Nachricht beschwert.

Nach einer Pause, in der weder vor noch hinter der Tür etwas passierte, fügte sie noch hinzu, sie sei sich nie sicher, wann er etwas Wichtiges sage und wann nicht. Er habe aber eine Art, die sie nicht zu deuten verstehe. Sie klopfte erneut, diesmal heftiger und mit der Faust statt dem Knöchel, direkt neben den Zettel. Dann rief sie den Namen, der kein Name war. Und nach einer Weile wurde die Tür ein Stück geöffnet und der Gerufene steckte den Kopf ins Treppenhaus und sah den jungen Mann mit verschlafenen Augen an.

Die alte Frau zwängte sich an ihm vorbei und ging langsam wieder hinunter.

Die beiden oben an der Treppe musterten einander. Dann stellte der, dessen Name kein Name war, sich vor und fragte den jungen Mann, wer er sei, unterbrach ihn aber, noch bevor er antworten konnte, und sagte, er solle ihm nicht seinen Namen sagen, außer er habe einen guten Namen, von dem er behaupten könne, es wäre wirklich seiner. Es sei nicht wichtig, wie man heiße, nur was man denke.

Das Gleiche hatten die Freunde seiner Cousine auch zu dem jungen Mann gesagt. Und wegen ihnen war er hier. Sie hatten ihm von dem mit dem Namen, der kein Name war, erzählt und vorgeschlagen, ihn abzuholen, weil sie ein Treffen, das für den Nachmittag festgelegt worden war, aus Gründen, die die beiden später erklären wollten, vorgezogen hatten. Und außerdem waren alle gerade beschäftigt. Das erzählte er dem, dessen Name kein Name war, und dieser öffnete die Tür nun ganz und bat ihn herein.

Auch wenn der junge Mann nicht wusste, was er sich vorgestellt hatte, den Dachboden hatte er so nicht erwartet. Einige mit Mustern und einigen Zeichnungen versehene Umzugskartons standen im Raum verteilt, auf einem lagen Marker, auf einem ein paar Schuhe und aus einem anderen guckte der große Kopf eines krokodilartigen

Wesens. Zwischen zwei Dachbalken hing eine Hängematte, unter ihr lagen eine Decke und ein Kissen, ein Rucksack, eine Umhängetasche und zwei Koffer. Die einzigen Möbel waren zwei leere Werkbänke.

Der mit dem Namen, der kein Name war, ging zu dem Karton mit den Schuhen und zog sie an. Der junge Mann wartete an der Tür und fragte, ob er ausziehen müsse. Der andere erklärte ihm, dass die alte Frau das Haus verkaufe. Er brauchte also etwas Neues.

Er zuckte mit den Schultern, hängte sich die Tasche um und sagte, er werde einen neuen Ort finden. Dann verließen sie den Dachboden.

Mo, 17 Jahre



Geschichten vom Schnee

Durch die geöffneten Fenster scheinen warm die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und Plätzchenduft liegt in der schwülen Luft.

Drei kleine Kinder flitzen aufgeregt durch den Raum und spielen Fangen. Erst rennen sie um den dekorierten Tisch herum, auf dem der kleine Plastiktannenbaum anfängt, gefährlich zu schwanken, dann zum Sofa und am Schaukelstuhl vorbei, auf dem sich ihr Großvater sanft hin und her wiegt.

„Hab dich!“

„Nein hast du nicht!“

„Hab ich wohl!“

„Nein!“

„Aber jetzt hab ich dich!“

„Das ist nicht fair! Fritzi wurde noch gar nicht gefangen ...“

Die Tür zum Wohnzimmer öffnet sich und ihre Mutter kommt aus der Küche geeilt.

„Jonas, Leonie, Fritzi, hört sofort auf damit! Ihr weckt sonst noch euren Opa.“

Langsam öffnet er seine Augen und unterdrückt ein Gähnen.

„Ach, das ist doch nicht schlimm. Geh ruhig wieder. Ich passe auf die Drei auf.“

„Oh, würdest du das tun? Danke, Papa.“

Sobald sich die Tür zur Küche wieder schließt, flitzen die Kinder aufgeregt zu ihrem Großvater.

„Opa, Opa, erzählst du uns eine Geschichte?“

„Gerne, meine Lieben. Kommt, setzt euch.“

Seine Stimme klingt rau und warm, wie die eines Geschichten-erzählers. Fritzi, Jonas und Leonie greifen sich die Kissen vom Sofa und machen es sich zu den Füßen des alten Mannes gemütlich.

„Wovon soll ich euch denn erzählen?“

„Erzähl uns was von früher!“

„Wollt ihr, dass ich euch vom Schnee erzähle?“

„Vom Schnee?“

„Aber den gibt's doch bloß in Büchern.“

Seine Lippen verziehen sich zu einem Lächeln, das die Falten um seine Augen vertieft, während er auf seine Enkelkinder hinabblickt.

„Es waren einmal, vor vielen, vielen Jahren zur Weihnachtszeit zwei kleine Kinder. Sie hießen Benjamin und Elice. Benjamin war ein ruhiger Junge, doch seine große Schwester Elice war genauso ein kleiner Wildfang wie ihr drei es seid.“

An jenem Morgen lagen die beiden eingekuschelt in warme Daunendecken in ihren Betten und schliefen. Die Gardinen vor dem Fenster waren noch zugezogen, doch das helle Licht von draußen schaffte es trotzdem in ihr Kinderzimmer und weckte Elice, die sich müde streckte und unter ihrer Decke hervorkroch. Vorsichtig setzte sie erst den einen Fuß und dann den anderen auf den kalten Fußboden und tappte leise zum Fenster. Dort stellte sie sich auf die Zehenspitzen und hob vorsichtig einen Zipfel der Gardine. Erstaunt schnappte Elice nach Luft. Auf der Glasscheibe hatten sich funkelnde Eisblumen gebildet.“ ...

„Eisblumen? Sind die aus dem gleichen Eis wie das, was Mama und Papa uns manchmal in der Eisdiele kaufen?“

„Oh! Wonach schmecken die denn?“

Ihr Großvater schmunzelt.

„Nicht ganz. Eisblumen sind zwar, genau wie das Eis von der Eisdiele, aus gefrorenem Wasser, aber sie schmecken nicht nach Erdbeere oder Schokolade und sie haben auch keine eigene Farbe. Aber sie funkeln im Sonnenlicht wie Kristalle, deswegen kann man sie auch Eiskristalle nennen.“

„Echte Kristalle?“

„Nein.“

„Gibt es die, auch wenn die Sonne scheint? Warum haben wir die nicht?“

„Bei uns ist es zu warm. Schnee und Eis entstehen nur, wenn es sehr, sehr kalt ist. Früher war es kalt genug, aber das ist schon lange her. Lasst mich euch die Geschichte weitererzählen. Elice sah nicht nur die Eiskristalle, sondern noch etwas anderes, das in kleinen weißen Flöckchen vom Himmel fiel. Da schrie sie begeistert auf, sprang an das Bett ihres Bruders und rüttelte ihn wach. ‚Es schneit, es schneit!‘, rief Elice. Benjamin schlug die Augen auf, sprang aus seinem Bett und rannte ans Fenster. Er zog die Gardinen zur Seite und fing an breit zu lächeln. Weiße Schneeflocken tanzten in der Luft und legten sich auf die gefrorene Wiese. Es sah aus, als hätte eine weiße Daunendecke alles zugedeckt. Benjamin begann vor Aufregung und wahrscheinlich auch wegen des kalten Bodens von einem Fuß auf den anderen zu hüpfen. ‚Es schneit!‘, quiekte auch er freudig. Elice flitzte zu ihrem gemeinsamen Kleiderschrank und zog die wärmste Kleidung heraus, die sie finden konnte. Die beiden Geschwister zogen sie sich hektisch über den Kopf und verhedderten sich beinahe dabei. Dann rannten sie durch den schmalen Flur zur Haustür. Daran leise zu sein, um ihre Eltern nicht aufzuwecken, dachten Benjamin und Elice schon gar nicht mehr. Elice riss die Tür auf und eine Böe wehte viele kleine Schneeflocken in das Haus, die hinab auf den Boden trudelten und dort sofort schmolzen. Kleine Pfützen bildeten sich überall. ‚Komm Benni, komm!‘, rief Elice und trat hinaus in den Schnee. Ihr keiner Bruder ließ sich das nicht zweimal sagen. Die Tür fiel hinter ihnen zu, aber das kümmerte die beiden nicht. Sie waren viel zu begeistert von dem ganzen Schnee.“

Inzwischen hatte der Großvater seine Enkelkinder mit der Geschichte vollkommen in den Bann gerissen. Keines von ihnen traute sich noch, ihn zu unterbrechen.

„Benjamin warf sich rücklings in den weichen Schnee und bewegte die Beine und Arme auf und ab, dann sprang er wieder auf und begutachtete stolz die Form, die er im Schnee erschaffen hatte. Sie sah aus wie ein Engel. ‚Guck mal, Elice, ich habe einen Schneengel gemacht‘, rief der kleine Junge und drehte sich zu seiner Schwester um, da traf ihn auch schon etwas Großes, Weißes an der Schulter. Aufgebracht stapfte er auf Elice zu, die schon einen zweiten Schneeball mit ihren Händen formte. ‚Das kriegst du zurück!‘, quiekte Benjamin und beugte sich ebenfalls nach unten, um einen Haufen Schnee zusammenzuschieben. Gerade wollte er sich wieder aufrichten, da kam auch schon die nächste Kugel geflogen und traf ihn am Arm. ‚Elice!‘ Die flitzte davon, um sich vor der Attacke ihres Bruders in Sicherheit zu bringen, stolperte dabei aber und rollte lachend den kleinen Hügel vor ihrem Haus hinunter. Den Schneeball in seiner Hand hatte er schon wieder ganz vergessen. Er warf sich ebenfalls in den Schnee und kugelte kichernd seiner großen Schwester hinterher. Auch als sie beide unten angekommen waren, konnten sie nicht aufhören zu lachen. Irgendwann sprang Elice wieder auf. ‚Komm, Benni, nochmal!‘

„Au ja!“, rief er. Also flitzten sie den Hügel wieder hinauf. Irgendwann beschloss Elice aber, dass sie jetzt einen Schneemann bauen sollten und beide begannen wieder Kugeln aus den weißen Flocken zu formen. Immer weiter rollten sie sie über den Boden und schnell waren die Bälle viel zu groß und schwer, um sie für eine Schneeballschlacht zu benutzen, wie die Geschwister es eben noch getan hatten. Nur gemeinsam schafften sie es eine Kugel auf die andere zu heben. Dann rannte Benjamin zu den Tannen, die am Rand der Wiese wuchsen, und sammelte ein paar Zweige und Steine auf, um die Schneebälle damit zu verzieren. Zwei der Steine waren als Augen gedacht, die restlichen als Knöpfe und die Stöckchen wurden zu Armen umfunktioniert.

Zu guter Letzt zog Elice sich den Schal vom Hals und legte ihn dem Schneemann um. ‚Du, Elice, er braucht doch noch eine Nase‘, sagte Benjamin.

‚Du hast Recht. Und etwas für den Kopf braucht er auch!‘

‚Lass uns drinnen schauen. Vielleicht finden wir eine Karotte für die Nase und einen alten Hut von Papa.‘ Sie machten sich gerade auf den Weg zurück zum Haus, da flog auch schon die Tür auf. Und ihre Mutter rief nach ihnen.

Im Hausflur zogen sie sich die nassen Wintermäntel aus und tapsen ins Wohnzimmer zum Sofa, um sich dort in warme Decken einzukuscheln. Die Asche im Kamin war kalt und daneben funkelten Glaskugeln an einem großen Weihnachtsbaum. In der Luft lag der Duft von Tannennadeln.“

Fritzi schaut ihren Großvater empört an. „Du kannst doch jetzt nicht aufhören!“

Er lächelt nur.

„Frohe Weihnachten, meine Lieben“, ruft in dem Moment der Vater der Kinder, der in Begleitung seiner Frau das Wohnzimmer betritt.

„Lasst uns jetzt essen und später zum Nachtschisch gibt es dann Eis zur Feier des Tages.“

„Ich will aber kein Eis, ich möchte Schnee“, murmelt Leonie.

Ihr Großvater lächelt bedauernd. Dann nimmt er sich ein Tuch und tupft sich damit die schweißnasse Stirn ab.

Emma S., 16 Jahre

Trauer

Das Gold reflektierte die letzten Sonnenstrahlen und half, den edlen kleinen Raum weiter zu beleuchten. Die goldenen Strahlen zeichneten die Trauer nieder, die Trauer, die selbst den Champagner wie Tränen schmecken ließ.

Die Abendgarderobe aller Anwesenden war längst nicht mehr sauber, dennoch wie ein weißes Hemd, im Gegensatz zu den Taten. Der Beweis, dass weder Worte noch Liebe reichten, um Taten reinzuwaschen.

Jeder von ihnen konnte noch den Qualm riechen, der vom Feuer der Liebe übriggeblieben war. So blieben die Muffins unberührt liegen, bis sich die Fliegen der Sache annehmen würden.

Ella, 18 Jahre



Kästchen zählen

Ich starrte auf die kleinen grauen Kästchen am Boden, meine Hände fest auf meine Ohren gepresst, um nicht mitzukriegen, was nun geschah. Mein Herz schlug so schnell wie damals, als ich den ersten und somit auch wieder letzten Zug meines ersten Joints nahm. Die Welt drehte sich mit dem Gefühl, welches ich damals als Kind auf diesen kleinen Karussellen mit den Pferden und Polizeiautos hatte, nur fehlte eben das Aufregende und Schöne, was eine dieser Fahrten mit sich brachte.

Meine Konzentration lag darauf, mich auf den Beinen zu halten und dabei immer weiter die Kästchen zu zählen. Es waren 13. Vielleicht hätte ich mich darauf konzentrieren sollen, deine Hand zu nehmen, dir zu sagen, alles würde gut werden, dich in meine Arme zu schließen und dir meine Liebe zu zeigen. Doch ich konnte nicht. Ich konnte und wollte dir nicht das geben, nach dem ich mich seit Monaten sehnte. So sehr ich es wollte und den Drang hatte, dir alles zu geben, was dein Herz begehrt, brach ich nicht meinen Willen, überwand nicht meine Sturheit und ließ dich alleine auf dem kalten und dreckigen Bahnhofsboden leiden. Lieber zählte ich immer weiter die Kästchen des Bodens, auf dem du lagst.

Deine Arme um deine Beine geschlungen und dein Gesicht fest auf deine Knie gedrückt, damit du deinen Blick nicht einmal von mir abwenden musstest, sondern nur das schwarze Nichts deiner Gedanken vor dir hattest. Ist es schwarz und ist es nichts, oder spielen sich unsere gemeinsamen Erinnerungen vor deinem geschlossenen Augenlid ab? Bis heute frage ich mich, was sich in deinem Inneren abspielt, wenn du meinen Namen zu hören bekommst. Was kommt dir in den Sinn? Würdest du es als die Liebe deines Lebens oder deinen größten Fehler bezeichnen?

Erinnerst du dich an die Nacht, in der wir vor dem Feld meiner Lieblingsblumen standen und ich spüren konnte, wie deine Lippen nach einer Mischung aus kalter Pizza und einem schmerzhaften Sommer schmeckten? Erinnerst du dich an den Tag, an dem wir am See saßen und du fast hineingefallen wärest vor Lachen? Erinnerst du dich an die ganzen Tage und Nächte, an denen es nur uns gab und niemand hätte uns trennen können, oder bleibt deine einzige Erinnerung doch nur an den Lügen und Streitereien hängen? Ich hoffe, du weißt, dass wir mehr als das sind. Oder zumindest waren.

Wenn ich von dir spreche, spreche ich nicht von Liebe, ich spreche von einem Zusammenhalt und einer Verbindung, deren Wert größer ist als die einfache Liebe.

Sie sagten, ich solle dich verlassen. Sie sagten, ich wäre zu naiv und würde dich zu sehr lieben, um mir die Schmerzen, die ich aufgrund deiner Taten hatte, einzugestehen. Ich würde nicht sehen, was du tust. Doch das ist es nicht. Ich sehe jede deiner Taten, und so sehe ich eben auch die nicht begangenen Taten. Sie spüren unsere Liebe nicht und womöglich tun wir das gerade auch nicht. Doch was wir wahrscheinlich immer spüren werden, ist der Zusammenhalt zwischen dir und mir. Ich weiß, du bist hier, denn das warst du immer und das wirst du auch immer sein. Ob ich denke, es sei wert, mir immer mal wieder die Tränen von der Person, die sie zum Vorschein brachte, von meiner Wange streichen zu lassen? Ja, das denke ich. Vielleicht muss ich dafür zwei Stunden auf dem Bahnhofsboden sitzen und immer wieder 13 graue Kästchen zählen. Doch das ist es mir wert.

Wenn meine Brust und Lunge sich langsam taub anfühlen und meine Tränen langsam anfangen, nach dir zu schmecken, weiß ich, ich werde mich immer wieder für dich entscheiden. Diese Entscheidung wird mir niemals jemand anderes abnehmen können. Ich weiß,

du hast Angst, Sternchen. Und das solltest du bestimmt auch, denn langsam fange ich an, Sterne zu hassen.

Doch am Ende des Tages sitze ich trotzdem mit dir auf dem schmutzigen Bahnhofsboden und werde solange wie es dauert weiterzählen.

Ina, 13 Jahre



Two Survivors

Schmerz, Dunkelheit, Liebe und Vergänglichkeit.

Wir staunen über die vergehende Zeit.

Schweigen, Stille, Abstoßen und Auffangen.

Wir staunen über das Geheimnis des Todes.

Lügen, Ertragen, Verbitterung und Schauspielerei.

Obwohl wir sterblich sind, schwindet unser Lebenswille.

Grausamkeit, Sucht, Perfektion und Probleme.

Wir leben in einer Stadt, die auseinanderbricht.

Großer Leistungsdruck, Verleugnung, Verbundenheit,

Überlebende.

Wir sind nur ein wenig niedriger als unsere Eltern.

Macht, Leichen, Mord, Verzweiflung.

Erhalte uns, Herr, unser Ursprung ist nichtsbedeutend.

Trauer, Feinde, Nacht, fehlende Hoffnung.

Wir sind nur wenig niedrig als die Wahrheit.

Vergangenheit, Taten, Folgen, Abstreiten.

Die Schöpfung eines Monsters, der sich selbst als Freund
benannte.

Lass dich fallen, wie du es mit mir getan hast.

Bianca, 14 Jahre

Ein feuerrotes Auge betrachtet mich. Es kommt mir bekannt vor. Wenn ich in das Auge blicke, fühlt es sich an, als würde ich in Lava sinken und ich spüre die Hitze formlich über mir. Ich erstarre vor Schreck, als ich erahne, wem es gehört.

Plötzlich öffnet sich unmittelbar daneben ein zweites Auge. Es ist blau. Für einen kurzen Augenblick denke ich, dass ich zu einem Eisblock erstarre. Ich täusche mich. Die Augen scheinen auf mich zuzukommen. Ich will wegrennen, doch meine Beine rühren sich nicht von der Stelle. Die Augen kommen weiter auf mich zu, nehmen Gestalt an, packen mich. Sie zerren mich in Richtung des Tors, das über mir zur Erscheinung kommt.

Das Tor aus meinen mittlerweile allgegenwärtigen Träumen. Doch diesmal ist es kein Traum, es ist real. Ich versuche dagegen anzukämpfen, doch es nützt nichts. Die Augen sind stärker. Ich kann ihre Macht förmlich spüren. Es ist dunkle Macht. Gerade als ich aufgebe und mich, von der Gestalt hin gezerzt, dicht vor dem Tor befinde, spüre ich, dass jemand von der anderen Seite an mir zieht. In die entgegengesetzte Richtung. Das war das Gute, was da an mir zog. Es fühlt sich einen Moment an, als würde ich in zwei Hälften gerissen. Zwischen der guten und der bösen Seite gefangen ...

Emma J., 14 Jahre

Warum Hunde besser sind als Katzen

Es war ein sonniger Tag, als Frederik vor seine Tür trat, um wie jeden Morgen von seinem Dackel Gustav spazieren geführt zu werden. Da es am Vortag geregnet hatte, sah man jede Fußspur im Matsch genau.

So kam es, dass Frederik ganz vertieft in die Musik, die bestimmt viel zu laut über seine Kopfhörer schallte, fast in seinen lieben Dackel hineingerannt wäre, der plötzlich wie von Flöhen zerbissen stehen geblieben war. Überrascht blickte Frederik auf sein sonst so zahmes Hündchen, das just in diesem Moment anfang, zu kläffen und zu knurren. Vor ihnen gut sichtbar im matschigen Waldboden erkannte Frederik Fußspuren. Zuerst war er sich sicher, dass Gustav einen anderen Hund erschnüffelt hatte, dann, als er realisierte, was er da vor sich hatte, entfuhr ihm ein unschöner Fluch. Es war ein Pfoten-Abdruck, ja, aber was für einer ... Gustavs Reaktion nach zu urteilen war es der einer Katze, er hasste Katzen. Nur die immense Größe stimmte Frederik nachdenklich, erst ein Mal hatte er einen Pfoten-Abdruck in dieser Größenordnung gesehen und das war immerhin schon Jahre her. Frederik wollte sich eigentlich näher mit dem Waldboden in seiner Umgebung beschäftigen, aber Gustav hatte anscheinend andere Pläne, denn im nächsten Augenblick wurde Frederik an der Leine hinter seinem ängstlichen Dackel her geschliffen.

Wieder zu Hause gab Gustav nicht eher Ruhe, bis Frederik sich hinter seinen Laptop geklemmt und in die Suchleiste seines Webbrowsers „Sichtung riesiger Katzenarten in Mitteleuropa“ eingegeben hatte. Seine Suchergebnisse überraschten ihn zunehmend, war doch der erste Treffer als Zeitungsartikel der Region verlinkt. Diese Schlagzeilen hatte er doch glatt überlesen ... So gesehen hatte er „Ninja-Katzen in unseren Wäldern?“ direkt als unwichtig abgestempelt und einfach überlesen. Naja, wer denkt sich auch so einen bescheuerten Namen für so ein ernstes Thema aus?

Gedanklich ganz woanders fummelte er an seinem Ehering herum, den er auch nach acht Jahren allein sein nicht abgelegt hatte. Die „Ninja-Katze“, oder wie auch immer die Presse dieses Monster nennen mochte, war ihm sehr wohl bekannt. Nun gab es, wie beim letzten Mal, nur noch eine Person, die ihm helfen konnte. Er ver-

zog kurz das Gesicht, als er in seine Schuhe schlüpfte und feststellen musste, dass diese immer noch matschig-nass von seinem Spaziergang waren, aber für Wehwehchen war keine Zeit mehr. Wenn es dasselbe Monster war wie letztes Mal, wenn es das war, was seinen Sinn des Lebens einfach so dahingemeuchelt hatte, ihm gezeigt hatte, dass sich alles ändern konnte vom einen auf den anderen Augenblick, dann hatte er diese Hilfe auch dringend nötig.

Zum Glück war Gustav so klug, denn er hatte ausnahmsweise ohne Widerworte seine Leine geholt. Er hatte Frederiks Frau Evelin zwar nicht gekannt, hatte Frederik ihn doch nach ihrem Tod aus dem Tierheim geholt, um nicht mehr allein zu sein, aber der traurige, fast schmerzverzerrte Gesichtsausdruck seines Herrchens war unverkennbar.

Trotzdem machte Frederik sich auf den Weg. Hektor würde schon wissen was zu tun war, wie beim letzten Mal. Da Frederiks kleine Hütte in den Feldern stand, war es ein strammer Fußmarsch bis zur Detektei des Privatermittlers mitten im angrenzenden Städtchen. Wenn es nach Frederik ginge, hätte Hektor diesen Titel gar nicht verdient, bezeichnete sich Hektor selbst als „den Mann fürs Grobe“. Sie hätten unterschiedlicher nicht sein können, dennoch waren die beiden Männer seit Schulzeiten gute Freunde. Vorsichtig fast gehetzt hastete Frederik den Feldweg entlang, immer wieder blickte er sich um und wurde das Gefühl nicht los, dass er beobachtet wurde. Auch Gustav zog immer mehr den Schwanz ein, denn mit jedem Schritt in Richtung Städtchen wurde dem Dackel klar, wem sie einen Besuch abstatten würden. Hektor mochte er fast so sehr wie sein Herrchen, das eigentliche Problem war die Katze. Hektor hatte eine Katze als Assistentin, wohl bemerkt, ohne sie wäre es damals wahrscheinlich ganz anders ausgegangen.

Frederik bog in die alte Kirchstraße ein, mittlerweile musste er den zitternden Gustav tragen. Man könnte meinen, dass dies das

perfekte Beispiel für die Ironie des Schicksals sei: Sie würden es mit einer monströsen Katze zu tun haben, benötigten die Hilfe einer Katze und sein bester Freund war ein Dackel mit panischer Angst vor Katzen.

Ein kleines Glöckchen bimmelte, als Frederik die Detektei am Kirchplatz betrat. So rückblickend hätte er sich schon häufiger sehen lassen können, denn er spürte immer noch die neugierig bohrenden Blicke der Leute auf der Straße, die ihn, von seinen unregelmäßigen Einkäufen einmal abgesehen, in den letzten Jahren kaum zu Gesicht bekommen hatten.

Der Raum war leer, aber Frederik wusste, wo Hektor sein würde. Er fand ihn schließlich zwischen Bergen von irgendwelchen Akten im Hinterzimmer, wie er in einem extravaganten Ohrensessel vor seinem riesigen Panoramafenster döste. Frederik hasste dieses Fenster, Hektor behauptete zwar immer, es würde seinen Horizont erweitern, Frederiks Meinung nach schrie es, so wie alles in dieser Bude, nach *ich bin besser als ihr anderen*. Frederik fiel es eh schon schwer zu akzeptieren, auf andere angewiesen zu sein, aber auf Hektor zu vertrauen war etwas, das er selten freiwillig in Kauf nahm. Doch diese Situation verlangte es und Frederik war ja nicht blöd.

Entschlossen, sich nicht durch Hektors egozentrischen Charakter beeinflussen zu lassen, rüttelte Frederik bestimmt an dessen Schulter.

„Was? Ja, ich bin wach!“

Sichtlich desorientiert blickte der große, muskelbepackte Mann auf, dann: „Ach, du bist’s.“

Hektor rappelte sich auf und bot mit einer Handgeste Frederik den Stuhl ihm gegenüber an. Als er sich gesetzt hatte, fragte Hektor freundlich wie eh und je: „Also, was willst du?“

Seine kaum bis gar nicht vorhandene Nettigkeit erklärte auch, warum er seit seinem letzten Besuch vor ein paar Monaten anschei-

nend keinen Klienten mehr gehabt hatte, ging man von dem immer noch gleichen Aktenstapel zu ihren Füßen aus. Frederik öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber bevor er auch nur einen Ton machen konnte ...

„Ach, warte, sag nichts, ich hab's gleich. Du guckst nämlich wie ein Schaf, wenn's donnert“, wurde er höhnisch unterbrochen.

„Mach dich mal locker, für Anfang 30 hast du schon viel zu viele Sorgenfalten.“

Hektor schien gar nicht zu bemerken, wie schwer ihm das hier fiel. „Sie ist wieder da!“

So, jetzt war es raus, niedergeschlagen sank Frederik in sich zusammen. Jetzt guckte Hektor wie sein eben erwähntes Schaf.

„Nicht dein Ernst, Mauzi hat die riesige Katze plattgemacht!“

Nur jemand wie Hektor würde seine Katze Mauzi nennen und so von sich überzeugt sein, dass man immer recht haben musste. Außerdem hatte niemand wirklich beobachtet, was passiert war ...

Wie als ob Gustav auf sein Stichwort gewartet hätte, begann er zu bellen, riss sich aus Frederiks Griff los und rannte mit einem dumpfen „Klong“ gegen die Panorama-Glasfront, wo er sich winselnd versuchte, in eine Ecke zu verkriechen. Frederik erkannte das Problem sofort: Hier war irgendwo eine Katze. Zuerst dachte er, es wäre Mauzi, doch dann nahm er im Augenwinkel eine schattenhafte Bewegung wahr. Ohne auf die Aktenstapel, die hinter ihm zusammenfielen, Rücksicht zu nehmen, klebte er im nächsten Moment hinter der Glasscheibe. Zu seiner Verwunderung gesellte sich auch Hektor dazu, nur um Sekunden später mit „Heilige Scheiße! Das hätte ich nicht gedacht!“ wieder zurückzuweichen. Anscheinend hatte er etwas gesehen und ...

„Oh“, durchbrach es Frederiks Gedankenchaos, ohne sein Zutun war er zu einer Salzsäule erstarrt, und während er den gigantischen Muskelberg, dessen Umrisse nur vage an die einer Katze

erinnerten, beobachtete, fühlte er den Angstschweiß, wie er ihm eiskalt den Rücken herunter lief. Wie als ob das Monster wusste, was er dachte, drehte es sich um. Frederik würde niemals die kalten abschätzigen Augen des Monsters vergessen, deren Blick sich in den seinen bohrte. Es fühlte sich wie eine Faust im Magen an, dann verschwand das Monster mit einem, für seine Größe eleganten Sprung im Gebüsch und die Anspannung wich langsam aus Frederiks Zügen.

Nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatten, stand Hektor wieder von dem Sessel, auf den er sich nach dem Schock hatte fallen lassen, auf, kletterte über die umgefallenen Akten und holte seinen Laptop vom Schreibtisch, ehe er innehielt und fragte: „Tee?“

Frederik bejahte, froh darüber, dass seine Stimme ihm gehorchte. Hektor kehrte mit seinem bestimmt abnormal teuren Tee-Geschirr zu ihrer Sitznische zurück und quetschte seinen Laptop daneben auf den winzigen Mahagonitisch.

„Was wird das denn?“, fragte Frederik.

„Na ja, wenn die Leute so wenig Plan haben wie letztes Mal, dann könnte das ungemütlich werden. Ich weiß noch, wie sie dich auch noch Wochen nach ihrem Tod dafür beschuldigten.“

Fredrik zog skeptisch eine Augenbraue hoch, nein, vergessen konnte er das nicht.

„Und darum werden wir der Presse einen anonymen Hinweis schicken, damit die nicht so ewig im Dunkeln tappen müssen“, beiläufigte sich Hektor zu erklären.

„Aha, ganz der Detektiv“, versuchte Fredrik zu witzeln, aber das Lächeln erreichte seine Augen nicht.

Gemeinsam schrieben sie einen knappen Text, in dem sie die Ereignisse vom letzten Mal schilderten, wie die „Ninja-Katze“ Frederik und seine frisch gebackene Frau überfallen und Evelin schließlich ermordet hatte. Im Endeffekt war es nicht mal halb so grausam

und dramatisch gewesen, wie Hektor es beschrieb, aber das mussten sie ja nicht wissen.

Frederik fühlte sich längst nicht mehr wie das bibbernde Nervenbündel, das er auf dem Hinweg gewesen war. Seine Trauer hatte er mit der Zeit in den Griff bekommen, die Arbeit hatte ihn so gefordert, dass er sich an die Zeit gemeinsam mit Evelin nur schwammig erinnern konnte. Meistens erinnerte er sich bloß an den Schmerz, dann versank er in irgendwelche Erinnerungen und konnte sich nur mühsam losreißen, aufraffen weiterzumachen, denn einfach aufzugeben und Evelin zu enttäuschen kam überhaupt nicht in Frage.

Er hing seinen Gedanken nach und kraulte dabei abwesend Gustav hinter den Ohren. Hektor war hingegen vor einer Weile aufgestanden und hatte ingendetwas unverständliches gemurmelt, dass er etwas suchen wolle.

Kurze Zeit darauf kehrte Hektor zurück, in der einen Hand Mauzi – die sichtlich beleidigt wirkte, wie ein Gegenstand transportiert zu werden –, in der anderen Hand hielt Hektor seine obszön teure Kamera mit eingebauter Lupe. Anscheinend hatte Hektor etwas in Frederiks fragenden Blick hineininterpretiert, denn ohne auf eine Frage zu warten erklärte er: „Im Keller steht mein Klapprad, du zeigst mir diese Spuren im Wald und dann ...“

Frederik würde wohl warten müssen, um zu erfahren, was sie danach tun würden, denn Hektor wurde von einem kläffenden Gustav unterbrochen, als der Dackel die Katze im Raum roch.

Frederik wurde einmal mehr bewusst, wieso er Fahrrad fahren mit Hund hasste, als er Gustav zum wiederholten Male im Körbchen von Hektors altem Klapprad festhalten musste, ohne dabei selbst das Gleichgewicht zu verlieren. Hektor hingegen radelte fröhlich pfeifend auf seinem E-Bike neben ihm her, seine Angst vor dem Monster war anscheinend Belustigung gewichen – darüber, wie ungern der Dackel und sein Herrchen zusammen Rad fahren. Hektor nahm

Mauzi überall hin mit und so schnurrte die eingebildete Katzendame im extra für sie hergerichteten Transportkorb auf dem Gepäckträger, während Hektor auf sein zweites Baby – die Kamera – im vorderen Korb achtgab. Sie hielten nebeneinander an einer roten Ampel und die Haustiere der beiden Herren starrten sich böse an, bis Mauzi fauchte und Gustav aufheulte. Frederik hatte alle Hände voll damit zu tun, den Dackel daran zu hindern, aus dem Körbchen zu springen und zu flüchten. Die Ampel wurde grün und Hektor fuhr mit einem höhnischen Lachen los.

Im Wald angekommen war Hektor sein Lachen zum Glück vergangen, obwohl sich auf die Kosten anderer lustig zu machen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zählte. Denn bevor sich Hektor bei Frederik beschweren konnte, dass hier ja gar nichts sei, deutete dieser stumm auf die Pfoten-Abdrücke, die er am Morgen entdeckt hatte. So großspurig Hektor sonst war, anscheinend hatte er mittlerweile den Ernst der Lage begriffen, denn auf einmal war er ganz kleinlaut und schoss hektisch mit seiner Kamera ein paar Bilder, während Mauzi misstrauisch die Büsche ringsherum betrachtete. Frederik hingegen war voll und ganz mit seinem Dackel beschäftigt, dem es offensichtlich im Moment zu viel Katze war. Hektor war ganz schnell fertig mit Fotos machen, hatte er wohl doch ein bisschen Angst, denn auch Frederik fühlte sich beobachtet. Aber das war nichts Neues, er mochte seine Panik in den Griff bekommen haben, trotzdem war ihm bewusst, dass das Monster irgendwo da draußen lauerte.

„Lass uns zu dir nach Hause gehen, wer weiß, wann sie wiederkommt ...“

Nichts erinnerte mehr an den selbstsicheren Hektor von vor noch ein paar Stunden.

Sie schoben die Räder durch den Wald, bis sie über den Feldweg Frederiks Häuschen erreichten und die Fahrräder in der Einfahrt parkten.

„Also, was hast du vor? Und bevor du was sagst, ich kann sehen, dass dich etwas beschäftigt, also dann, erzähl mal.“

Hektor bettete seine Kamera liebevoll auf der Kommode im Flur. Dann: „Du willst doch niemandem wehtun, oder? Hallo? Hörst du mir überhaupt zu?“

Frederik blickte ertappt auf. Klar, er war eher der friedliche Typ, aber bei denen, die ihm nahestanden, hatte er schon immer empfindlich reagiert.

„Wie viel bekommst du, wenn du mir im Baumarkt eine Axt kaufen fährst?“

Frederik griff nach seiner Brieftasche und zog ein paar zerknitterte Scheine heraus. Hektor starrte ihn entgeistert an. Frederik starrte zurück. Hektor regte sich als erstes wieder: „Oh, Mann, du meinst das wirklich ernst?“

Er seufzte resigniert und pflückte Frederik die Scheine aus der Hand.

„Das passt so.“

Mit einem letzten liebevollen Blick betrachtete Hektor zuerst seine beleidigte Katze, dann seine Kamera. Er hob die Hand zum Gruß, dann fiel die Tür hinter ihm krachend ins Schloss und Frederik war wieder allein.

Frederik fühlte sich wie gerädert, wie auf heißen Kohlen lief er im Wohnzimmer hin und her. Geduld hatte nie zu seinen Stärken gezählt, aber mit zwei sich verabscheuenden Haustieren in einem Zimmer zu warten, das war echt der Gipfel.

Endlich hörte er Hektors Fahrrad auf der gekiesten Auffahrt. Ungeduldig erwartete Frederik ihn und ein angsteinflößendes Grinsen zierte sein Gesicht, als er seine neue Axt in den Händen hielt. Hektor schien das Ganze nicht geheuer, denn er hielt vorsichtshalber Abstand, bevor er sich eine Zigarette zur Beruhigung anzündete. Erst als Frederik die Axt weggelegt hatte, meldete er sich zu Wort.

„Sieh mal, ich weiß, das ist nicht einfach für dich, aber so machst du mir Angst.“

Frederik blickte auf, das irre Grinsen verschwand, stattdessen blickte er ausdruckslos zu Boden, sein Blick wirkte beinahe leer. Sowohl um ihn aufzumuntern als auch wieder zur Vernunft zu bringen, erzählte Hektor davon, was ihm auf dem Weg geschehen war: „Du weißt doch noch, dieser Landwirt, der davon überzeugt war, du hättest Evelin umgebracht?“

Er wartete, bis Frederik nickte, dann: „Genau den hab ich eben gesehen, scheint Wind davon bekommen zu haben, dass etwas vor sich geht. Jedenfalls fährt der Schnüffler seinen Traktor spazieren und das in unangenehmer Nähe, hier warte kurz, du kannst ihn gleich am Fenster sehen. Was wiederum zu bedeuten hat, dass wir uns schleunigst etwas ausdenken sollten, was wir unternehmen. Ich würde vorschlagen ...“

Wieder einmal wurde Hektor von einem wütenden Tierlaut unterbrochen. Verwundert blickten die beiden Männer zu ihren Haustieren, die sich ordentlich fetzten. Klar, Mauzi und Gustav hatten sich noch nie gut verstanden, aber das hier war *next level*. Sein kleines Eigenheim war Frederiks ganzer Stolz, umso empörter war er, als Gustav und diese blöde Katze seine Inneneinrichtung zerlegten. Vergeblich versuchte er einzugreifen, schließlich gelang es Hektor, Mauzi am Halsband zu erwischen. Als endlich wieder ein bisschen Ruhe eingekehrt war, Frederik war fertig mit schimpfen und Gustav zog sich leise zurück, sperrten Frederik und Hektor ihre Gefährten in unterschiedliche Zimmer.

Bei Kaffee und Croissants vom Vortag schmiedeten sie einen Plan nach dem anderen, nur um sie kurz darauf wieder zu verwerfen. Sie waren sich einig, dass so schnell wie möglich etwas passieren musste, damit keiner aus dem Dorf in Gefahr geriet bzw. sie Frederik in Ruhe ließen.

Es wurde langsam dunkel, als der Regen einsetzte und so ihre letzte Chance, das Monster anhand seiner Spuren zu finden, zunichtemachte. Der Plan war simpel, sie fragten sich, wieso sie so lange dafür gebraucht hatten, aber nun war klar, was sie tun würden. Sie würden in den Wald gehen, dort auf das Monster warten, Hektor würde es ablenken und dann würde Frederik ihm die Axt über den Schädel ziehen. Es wurde einstimmig entschieden, die Tiere in den Zimmern zu lassen – auf Theater und Ablenkung konnten die beiden nämlich gerne verzichten. Frederik packte die Axt in seinen Rucksack und zog die Kapuze seiner Regenjacke tief in die Stirn.

„Danke, dass ich da nicht alleine durchmuss!“

Frederik verdankte dem eingebildeten Detektiv unfassbar viel. Dieser wusste das natürlich und grunzte irgendetwas Unverständliches, bevor er in den Regen trat und darauf wartete, dass Frederik die Tür zuzog.

Sie liefen schweigend nebeneinander durch die Dunkelheit und erreichten schließlich den Wald. Sie kamen nicht weit, bereits auf der ersten Lichtung, wo das Licht der Sterne den Boden erhellte, erwartete sie jemand. Allein das beunruhigte Frederik, als er dann auch noch Mauzi erkannte, glaubte er durchzudrehen.

Sprachlos starrte er die unscheinbare Katze an, und auch Hektor blieb vor Staunen der Mund offenstehen. Hektor wollte seine Katze holen, er ging ein paar Schritte, nur um nach einem Fauchen wieder zurückzuweichen. Dann verschwanden die Wolken und der Mond erstrahlte. Gebannt sahen sie zu, wie sich die Knochen unter der Haut der Katze verschoben, brachen und in eine neue Position rutschten. Die Transformation war abgeschlossen und Frederik blickte sich Auge in Auge mit seinem Monster wieder.

„Eine Werkkatze“, hauchte er und zuckte zusammen, als das Vieh anfang zu sprechen:

„Ich habe schon auf euch gewartet.“

Hektor stotterte irgendetwas, verstummte aber, als Mauzi ihn anblickte.

„Oh, hör bloß auf! Ja, du hast Ewigkeiten für mich gesorgt und das nicht mal schlecht. Ich hab es satt, in dieser mickrigen Gestalt eines Haustieres festzustecken, ich bin ja so viel mehr. Abgesehen davon schmeckt Menschenfleisch viel zu gut, oh, Frederik, mein Lieber jetzt guck nicht so. Es war nichts Persönliches, aber deine kleine Freundin hat sich so gut zum Üben geeignet. Ich meine, es war fast zu einfach. Ich hoffe, ihr zwei schmeckt genauso gut, denn dann könntet ihr mir zu alter Stärke verhelfen“

Sie blickte die beiden gierig an. Frederik beschloss, dass nun ein guter Augenblick für eine Flucht gekommen war, doch Hektor kam ihm zuvor.

Hektor sprintete los, doch er kam nicht einmal zum Rand der Lichtung, bevor Mauzi, nun doppelt so groß wie er, ihn mit Leichtigkeit umstieß und unter ihren Pranken auf den Boden nagelte. Hektor zappelte wie wild, während Frederik an Ort und Stelle erstarrt war. Erst Hektors Schmerzenschreie weckten ihn aus seiner Trance. Ohne groß darüber nachzudenken, zog er die Axt aus dem Rucksack – er war nie der Held gewesen, der andere rettete, aber Hektor war beschäftigt und na ja, was nicht ist, kann ja noch werden, das sagte man doch so, oder? All dies ging ihm durch den Kopf, als er mit einem Schrei die Axt hob und auf die Werkkatze zustürmte. Er stolperte über eine Wurzel und blieb benommen am Boden sitzen, die Axt immer noch erhoben. Ihm war nicht klar, was hier passierte, als die Axt das Mondlicht spiegelte und das Monster im Auge traf. Erst das Aufkreischen der Katze – es klang wie Fingernägel auf einer Tafel – ließ ihn bemerken, dass er dafür verantwortlich war. Unter dem Einfluss des reflektierten Mondlichts knackten die Knochen des Monsters erneut. Es gab einen Knall, plötzlich war es taghell, Frederik musste die Augen schließen.

Dann war es fast gespenstisch ruhig, nur Hektors Stöhnen durchbrach die Stille und – zu Frederiks Verwunderung – auch ein zaghaftes Miauen. Er öffnete die Augen und was er sah, überraschte ihn zunehmend. Mauzi war wieder normalgroß und schien darüber nicht wirklich begeistert zu sein. Anscheinend versuchte sie sich wieder zu verwandeln, doch was immer Frederik getan hatte, er hatte sie mit ihren eigenen Waffen geschlagen. Bevor irgendwer etwas sagen oder tun konnte, quetschte Frederik die offensichtlich psychisch gestörte Katze in den Rucksack. Er ging herüber zu Hektor und half diesem auf die Beine. Da es diesem offenbar die Sprache verschlagen hatte, sagte stattdessen Frederik: „Ich denke, im Tierheim oder irgendwo hinter Gitter ist sie besser aufgehoben!“

Am nächsten Morgen stellten sie den zappelnden Rucksack vor der Tür des Tierheims ab. Frederik hatte den übergelücklichen Gustav an der Leine und ließ sich von der Ausgelassenheit des Dackels anstecken. Hektor wirkte ein wenig bedrückt, hatte er doch erstaunlich gut verarbeitet, dass sein geliebtes Haustier eine menschenfressende Werkatze war. Kurz bevor sich ihre Heimwege trennten, beschlossen sie, über Mauzi und den Vorfall absolutes Stillschweigen zu bewahren – zum einen, weil niemand mit Verstand ihnen diese Geschichte abkaufen würde, und zum anderen, weil Frederik endlich mit Evelins Tod hatte abschließen können – und das war es allemal wert gewesen.

Linnea, 14 Jahre

Verwirrung. Erfüllung?

Müde und doch ganz klar.
Cure aufn Ohrn, Stift in der Hand.
Fühl mich abwesend und doch ganz da.
Irgendwie verklärt und doch ganz klar.
Will essen, hab doch keinen Hunger.
Will nach Hause, will hierbleiben.
Weiß grad selber nicht, was ich will,
grad im Moment, aber auch so generell.
Will diesen Moment genießen,
will, dass er vergeht.
Fühl mich verwirrt, fühl mich erfüllt.

Lilli, 18 Jahre

Meine Angst

Düsternis überkommt das Dorf, legt sich wie ein Schatten über die Häuser und bringt selbst das leiseste Flüstern zum Schweigen. Ängstlich kauern sich seine Bewohner in die dunklen Ecken ihrer Häuser. Warten zitternd auf das Unausweichliche. Und dann hören sie es, das altbekannte, von allen gefürchtete Kratzen seiner Krallen über den schwarzen Asphalt. Wen wird es sich heute holen?

Eine junge Frau kauert auf dem kalten, staubigen Boden unter einem Fenster. Die Gardinen kitzeln sie im Nacken, doch sie wagt es nicht, sich zu bewegen. Dem Monster entgeht nichts. Da hört sie es wieder, das Schaben auf der rissigen Straße. Eine Gänsehaut breitet sich auf ihren Armen aus. Es ist in ihrer Nähe.

Es ist gekommen. Heute wird es ihn zu sich holen. Abgehackt stößt er seinen Atem in kleinen Wölkchen in die kalte Luft aus. Das eben noch warme und sonnige Dorf ist nun dunkel und eisig wie in einer Winternacht. Warum wurde ihm nicht mal der Wunsch erfüllt, im Schein der Sonne sterben zu dürfen? Der Gestank von Schwefel steigt ihm in die Nase.

Da hört sie das Splittern von Knochen, ein schriller Schrei. Dann ist wieder alles still. Es hat sich sein Opfer geholt. Erleichtert steht sie auf und schaut vorsichtig hinter den Stoff der Gardine. Entsetzen breitet sich auf ihrem Gesicht aus. Es ist noch da. Und dann richten sich seine pechschwarzen Augen auf sie.

Emma S., 16 Jahre

Freiheit

Es war kalt, sehr kalt, der Wind wehte, drohte meinen Wagen und mich von der Straße und die Klippe runter zu wehen. Die einzige körperliche Regung, die ich zuließ, an der zu merken war, dass ich mir der Gefahr bewusst war, war das Zucken meines kleinen Fingers.

Ich würde mich von dem Sturm nicht abhalten lassen, den Duft der Freiheit riechen zu können. Vor allem nicht, wenn es bedeutete, sie wieder zu sehen. Sie, die mir genommen wurde, als ich eingesperrt war. Am ersten Tag, an den ich mich erinnere, war sie da, hat mir das Gefühl gegeben, frei zu sein. Immer, wenn sie mit mir geredet hat, mir Essen gebracht hat. Bis sie heiratete und sich einen neuen Job suchte, einen, wo sie mich nicht sah, nicht sah, wie genug Geld das Gesetz öffentlich brechen konnte, ohne dass irgendwer dagegen anging.

Freiheit.

Was für ein Irrglaube.

Das waren meine letzten Gedanken, als ich das Knacken der Klippe hörte, kurz bevor der Boden unter dem frisch geklauten Wohnmobil verschwand.

Ella, 18 Jahre

Danksagung

Bedanken möchte ich mich sehr herzlich bei meinen Kooperationspartnerinnen Frau Pia vom Dorp, Leiterin des Museumsdienstes der Stadt Aachen, dem Kulturbetrieb der Stadt Aachen sowie Frau Silvia Johnen, Leiterin der Kinder- und Jugendbuchabteilung der Stadtbibliothek Aachen, und Frau Doris Reinwald, Leiterin der Stadtbibliothek Aachen und ihren Teams. Sie waren sofort begeistert von dieser Schreibwerkstatt. Außerdem möchte ich mich herzlich bedanken bei Frau Lina Brünig vom Friedrich-Bödecker-Kreis NRW und den Mitarbeiterinnen des Teams Kulturvermittlung im Ludwig Forum für Internationale Kunst Aachen.

Des Weiteren danke ich Frau Kim Greyer und Frau Anna Eichfelder vom Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V. als wichtige Ansprechpartnerinnen.

Ein sehr großes Dankeschön geht außerdem an Frau Azusa Soejima, Sozialpädagogin und meine „rechte Hand“ bei diesem Projekt, Frau Emine Sert, meine tatkräftige Ehrenamtlerin, Juliane Becker, Kunsthistorikerin, Johanna Daske, Flötistin und Musikpädagogin, und Käthe Loup, Künstlerin aus Aachen, für ihre Unterstützung.

Mein ganz besonderer Dank gilt den Autor*innen selbst für ihre kreativen, nachdenklichen, engagierten, kritischen, aber auch lustigen Texte und die teils sehr intensiven und inspirierenden Gespräche in den letzten Monaten. Ich habe einiges gelernt und besser verstanden.



Inhaltsverzeichnis

Am Anfang war das Wort ... oder doch nicht?.....	5
Vorwort.....	7
Autorinnen	9
Sozialkritisch.....	11
Wald der Angst.....	12
Die Welt in 30 Jahren	13
Positiv	15
~ 1. November 1966 ~.....	17
Warum nur?.....	22
Zweiter Stock	22
Zigarrrethorik	25
Allein	29
Cafégespräche.....	29
Hoffnungsangst	35
Idee nach Changing Light (Jules Harlow)	39
Ryan (Ausschnitt).....	43
Jahrestag	48
Sternwaisen.....	53
Dachboden.....	58
Geschichten vom Schnee.....	62
Trauern	67
Kästchen zählen.....	69
Two Survivors.....	73
Warum Hunde besser sind als Katzen	74
Verwirrung. Erfüllung?	87
Meine Angst.....	88
Freiheit.....	89
Danksagung.....	90